

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

[Erzählender Teil]

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**



einem Irren durch Revolvergeschüsse getödet worden. Schade um den Mann! Er war einer der tüchtigsten der Diplomaten. Wir hätten ihn noch sehr nötig brauchen können.

In Deutschland ist ein großer Tag gewesen, als der Zeppelin die ganze Welt umflog hat. Davon erzählt der Hinkende an einem anderen Platz dieses Kalenders. Und ein weiterer großer Tag, als der Zeppelin nach Südamerika flog und damit die Hoffnung erweckte, es werde ein regelmäßiger Luftschiffdienst zwischen Lissabon und Pernambuco eingerichtet werden können. Der Flug des Luftriesen ist immer wieder ein Ausblick des deutschen Geistes, der sich nicht unterkriegen läßt, auch durch die schlimmsten Zeiten nicht. Noch eines Toten möchte der Hinkende gedenken: am 6. Oktober ist Prinz Max v. Baden im Krankenhaus in Konstanz verschieden und dann auf seinem Schloßgut Salem beigesetzt worden. Es war der letzte Reichskanzler des kaiserlichen Deutschland. Ein Mann von edlem Willen und großer Liebe

vor allem zum einfachen Volk. Einer, der das Herz auf dem rechten Fleck gehabt hat und der in ruhigeren Zeiten sicherlich für das badische Volk, dessen Herrscher er nach dem Tode von Großherzog Friedrich II. geworden wäre, ein großer Segen geworden wäre. Sein tragisches Schicksal war, daß er in einem Augenblick zur höchsten Macht im Reich berufen ward, in dem schon alles verloren war. Er hat selbst damals gesagt: „Wie schad, daß ich fünf Minuten nach zwölf Uhr Kanzler geworden bin!“ Der Hinkende denkt wehmütig des feinen Geistes, den er persönlich gekannt und sehr hoch geschätzt hat!

Und nun schwenkt der Hinkende trotz all dem vielen Herzeleid, von dem er hat erzählen müssen, seinen Dreispiz und ruft seinen Lesern zu: Kopf hoch und das Herz in beide Hände gefaßt! Deutschland ist nicht verloren, wenn es sich nicht selber verloren gibt! Und davor, daß wir an uns selbst verzagen, behüt uns Gott der Herr!

### Der Fund.

Von Auguste Supper.

**A**m Dorfsende, in einem mehr geräumigen und soliden, als gerade schönen Backsteinhaus, das die Leute ehrfürchtig „Die Villa“ nannten, wohnte der alte Herr Rau mit seiner ebenfalls alten, aber noch sehr rüstigen und tätigen Haushälterin.

Als Maschinenfabrikant, so hieß es, habe der Mann sich seiner Zeit ein Vermögen erworben. Andere wollten wissen, er sei kaufmännischer Leiter in einer Maschinenfabrik gewesen. Es kam den Leuten im Dorf nicht so genau darauf an; sie hatten gar nicht die nötige Zeit, um über die Vergangenheit des „alten Rau“, wie man ihn gemeinhin nannte, viel nachzuforschen oder nachzudenken.

Daß er einmal sehr viel Geld gehabt habe und ein prächtiges Haus in der Stadt, das ließ die Haushälterin, die strenge und gefürchtete „Frau Maier“, ihren wenigen Günstlingen aus dem Dorf gegenüber durchblicken. Daß er auch jetzt noch ein reicher Mann sei, das war die Ueberzeugung aller, die an dem roten Haus mit seinem weitläufigen, ein wenig verwilderten Garten vorübergingen. Zwischen reich und sehr reich sahen die Dorfleute keinen rechten Unterschied: sie sahen ihn nur zwischen reich und arm; denn in der Armut kannte man sich in Lochstett leider nur allzu gründlich aus.

Warum Herr Rau gerade in dieses weltentlegene, arme Dörflein gezogen, sich da die rote „Villa“ gebaut und den großen Garten angelegt hatte, das mochte der liebe Gott wissen. Menschen konnten keinen vernünftigen Grund dafür finden, denn Lochstett lag weder in reizvoller Gegend, noch hatte es eine interessante

Vergangenheit, oder gar eine vielversprechende Zukunft. Auch genossen die Lochstetter nicht gerade des allerbesten Rufes. Die Verbindung mit Welt und Weltverkehr stellte ein wöchentlich dreimal fahrender Autobus her, und wenn höhere Gewalt eingriff, das heißt, wenn nach langen Regenzeiten die Straße grundlos wurde, oder wenn tiefer Schnee lag, oder Glatteis eintrat, dann war Lochstett seinem Schicksal überlassen, und der Autobus mußte tatenlos zusehen.

Aber vielleicht war gerade das, was manche Leute abgeschreckt hätte, für Herrn Rau der Grund gewesen, Lochstett zum Alterssitz zu erwählen. Ueber den Geschmack läßt sich ja nicht streiten, und wie die Leute zu ihrem Geschmack kommen, das ist oft eine lange und meistens ganz verborgene Geschichte. Leichter zu sagen ist, warum und wieso Frau Maier nach Lochstett kam. Einfach, weil ihr Herr dorthin zog. Gegen vierzig Jahre war sie jetzt im Haus, und wo dieses Haus stand, das war im Grunde nebensächlich. Sie hatte es mit ihrem Herrn und dessen Haushalt zu tun, nicht mit Lochstett, oder überhaupt mit der Geographie. Stadt und Dorf, Länge- und Breitengrad ging sie nichts an; aber Wäsche und Kleider, Essen und Trinken, das ganze Behagen und Leben ihres Herrn war ihr auf die Seele gebunden, seit die Frau tot war. Und in dieser Hinsicht stand sie ihren Mann.

Nicht als ob der „alte Rau“ bei Frau Maier in allzu sanfter Hand und Pflege gewesen wäre! Ihre Treue war ziemlich stark zu Tyrannei verkalft, ihre Fürsorge schlug leicht ins Herrische,





ja Grobe um. Schon äußerlich hatte die große, wuchtige Frau neben dem mageren, fast zierlichen und schon ziemlich gebeugten Herrn Rau ein Uebergewicht, das sie gerne auch sonst betonte und umso leichter betonen konnte, als sie sehr selten Widerspruch fand. War doch ihr Herr ebenso still und in sich versponnen, so eigenbrütlerisch und menschenscheu, wie sie selbst laut, streng und unheimlich war, ihm und anderen Leuten gegenüber.

Im eintönigen Tagewerk des alten Rau spielte der Nachmittagsspaziergang eine große Rolle. Schon früher, in der Stadt, war das so gewesen. Da hatte der Herr jeden Tag mit Frau Maier eingehend besprochen, wohin etwa heute die Wanderung gehen sollte. Sie hatte immer Vorschläge gehabt, immer einen Rat gewußt und gegeben.

In Lochstett war nichts zu beraten, nichts vorzuschlagen. Da gab es beim besten Willen eigentlich nur einen Spaziergang, der den Namen verdiente; das war ein mit Platten belegtes Wiesenweglein, das langsam steigend an der mit Obstbäumen bestandenen Senkung hin nach einer öden, mit Heidekraut bedeckten Halbe und dann weiter nach dem großen Steinbruch führte, in dem mancher Lochstetter, den seine paar Aeckerlein nicht ausreichend ernährten, sich unter Mühen und Gefahren ein Stück Geld verdiente.

Diesen Pfad ging der alte Rau so ziemlich Tag für Tag. Seine Beine waren nicht mehr für Experimente auf holperigen und staubigen, oder schlüpfrigen und schmutzigen Aeckerwegen, die schlechte Landstraße bot auch herzlich wenig Reize, so daß der Sieg dem Wiesenpfad unbefritten blieb. Die breiten ungleichen Sandsteinplatten wurden dem Spaziergänger so vertraut, daß er jede nach Aussehen und Beschaffenheit kannte und behandelte. Er wußte, auf welche man den Fuß kräftig setzen durfte und wo Vorsicht geboten war; er beobachtete das Verwittern oder Lockerwerden so aufmerksam und gewissenhaft, wie etwa ein Geologe Veränderungen und Vorgänge an der Erdkruste beobachtet, und nicht weniger als ein solcher knüpfte er an diese Beobachtungen seine Schlüsse und Folgerungen. Zur besseren Kontrolle hatte er längst alle nummeriert.

Aber nicht nur die Pflastersteine, auch was er darauf liegend fand, gab ihm oft genug Veranlassung zum Nachdenken über allerlei Zusammenhänge. Da waren zerkaute Zigarettenstummel, die von niemand herrühren konnten, als von den Steinbrucharbeitern, die den Plattenweg gingen.

Man denke: Steinbrecher, die Zigaretten rauchten! Arme Lochstetter, die kaum das Salz für die Suppe aufbrachten — und Zigaretten!

Wo hätte es früher so etwas gegeben! Damals erlaubte man sich höchstens, allerhöchstens, eine

Pfeife, und heutzutage, wo man das Sparen so viel nötiger hätte, wälet man beim Spaziergang in Zigarettenstummeln!

Dort drüben lag sogar ein goldener. Unerhört! Zigaretten mit goldenen Mundstücken waren doch ohne Zweifel sehr teuer! Er selbst hatte ja darin keine Erfahrung, denn er rauchte seit langer Zeit nicht mehr. Aber er würde Frau Maier darüber fragen; die wußte es sicherlich. Die wußte alles. Eine tüchtige Person! —

Er kam ins Grübeln. Wie lang war das eigentlich her, daß er nicht mehr rauchte? Seit der beängstigenden Herzgeschichte damals nach dem Tod seines Zweijährigen. — Der Arzt hatte gemeint, der Unfall könne vom Rauchen kommen, das manche Naturen umwirft; aber er selbst, Friedrich Rau sen., hatte gut gewußt, was schuldig war. Doch das Rauchen hatte er sich dann nichtsdestoweniger abgewöhnt. — Sollte es dem Herzen nicht einen Stoß geben, wenn man sechs Jahre auf ein Kind, auf einen Erben für sein schönes Geschäft gewartet, diesen Erben dann bekommen und nach zwei Jahren wieder verloren hat!

Und was war es für ein Kerlchen gewesen, der Zweijährige, der Friedrich Rau jun.! Kein Wunder, daß nach seinem Gehen die Mutter auf dieser Erde nicht mehr daheim war und sich auch auf den Weg machte nach drüben.

Bierzig Jahre war das nun her. Seit vierzig Jahren rauchte der alte Rau nicht mehr; aber die Lochstetter konsumierten Zigaretten mit goldenem Mundstück! Schön! Macht nur so weiter, ihr gedankenlosen Verschwender! Laßt euer Geld in die Luft! Man hat es ja dazu in Deutschland!

Er redete sich in die tiefste Entrüstung gegen die Dörfler hinein und zerstampfte jeden Stummel, den er auf den Steinplatten fand.

Ein andermal erregten ihn Staniolreste, Drangen- und Bananenschalen. War man deshalb an seinem Lebensabend in das Nest hinter dem Mond gezogen, um auch hier auf Leckermäuligkeit, auf Rasch- und Genußsucht zu stoßen? Ein Apfel und ein Stück Brot wäre der Dorjugend wahrlich angemessener und gesünder, als all das Zeug, für das man deutsches Geld ins Ausland schickte.

Nein, eine restlose Entspannung und Freude war der Spaziergang auf dem Plattenweg nicht. Wenn Herr Rau heimkam, hatte er nur allzuoft Veranlassung und das Bedürfnis, sein volles Herz vor Frau Maier und — wenn es sich gerade traf — auch vor Lina, dem neuen, hübschen, zwanzigjährigen Dienstmädchen, einer geborenen Lochstetterin, zu entladen.

Diese Neue war für Frau Maier noch ein unbeschriebenes Blatt. Man wußte nicht mehr von ihr, als daß sie die Tochter der Milchlieferantin und bei einem Bauern im Nachbar-



dorf im Dienst gewesen war, ehe sie auf Bitten ihrer Mutter in „die Villa“ kam.

Stand nun Frau Maier zufällig mit Lina auf Kriegsfuß, wenn Herr Rau sein Herz entlud, so stimmte sie seiner Entrüstung begeistert bei. War aber gerade Waffenstillstand, so kam der Herr meist schlecht an. Es wurde ihm dann bedeutet, daß die Welt in Lochstett nicht verbobener sei als anderswo, man müsse sie nur ohne Verschrobenheit ansehen.

Ja, es wurde ihm vorgehalten, daß außer ihm sich kein Mensch über den Quark auf der Straße aufrege. Er solle doch an den Himmel gucken, dann sei gleich abgeholfen; dort führen keine

Zigarettenstummel herum und keine Bananenschalen. Und überhaupt seien Bananen ge und, und den armen Leuten müsse man auch etwas gönnen; er, Herr Rau, müsse ja das Zeug nicht bezahlen. Ob es ihm vielleicht lieber wäre, wenn er einmal eine Handgranate fände? — Gestern habe sie gelesen, wie Buben eine Handgranate —

So kam sie von dem bestimmten Fall ins Allgemeine hinein, und Herr Rau, der seine Erfahrungen hatte, wußte dann, daß sie selbst empfand und auf ihre Art bedauerte, allzu grob und ansässig gewesen zu sein.

Wortfarg wie er war, ließ er sich daran genügen und zog sich in sein Zimmer zurück, nicht ohne sich vorzusagen, daß die Maier doch eine recht tüchtige Person sei, der man etwas nachsehen müsse. —

Im Spätherbst war's. Schon stand das Abendrot am hohen Himmel, als Herr Rau auf seinem Spaziergang zu Platte Nr. 67 kam.

Das war die Platte, die seit vier Wochen, seit der schielende Bergbauer mit einem schweren Mistwagen darübergesahren war, einen bösen Miß zeigte und an der einen Seite — es war die Seite gegen Nordosten — bedenklich abblätterte. Also bei oder auf Platte Nr. 67 sieht Herr Rau etwas liegen.

Was ist es denn? Es sieht nicht aus wie Schokoladenpapier und nicht wie Bananenschalen, es hat auch nichts mit Zigaretten zu tun, man

meint — — — Frau Maier, der Herr Rau dieses sein Abenteuer erzählt, hebt schon in Ungeduld die Arme gen Himmel; dann erfährt sie endlich, daß der niedagewesene Fund nicht etwa eine Handgranate ist, sondern ein Kinderstrumpf, ein Kinderstrumpf, den der Herr jetzt aus der Tasche zieht.

Eine hochgespannte Erwartung sinkt in der Haushälterin zusammen. Das macht entweder traurig oder unwirsch, und weil Frau Maier mehr zum Unwirschen neigt, so legt sie jetzt in höchster Tonart los.

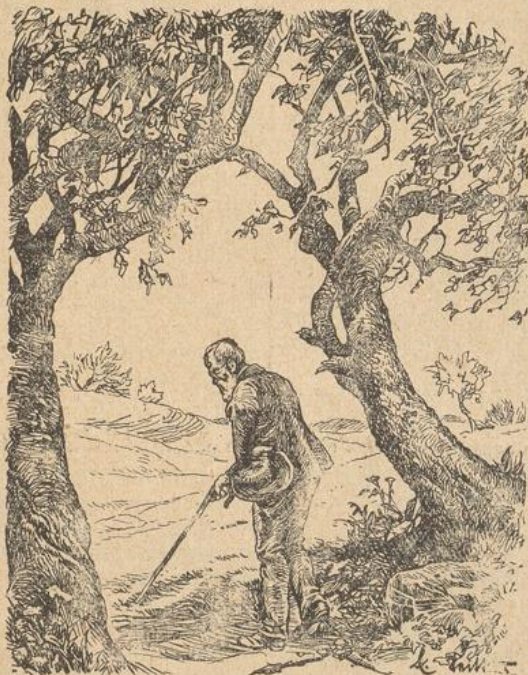
Nach als Lina mit dem Teegeschirr ins Zimmer kommt, zügelt sie ihre Entrüstung nicht. Eben

beweist sie ihrem Herrn, daß das Strümpflein, das in schneeiger Weise dort auf der Schreibtischecke liegt, seiner Lebtag nicht von dem Fuß eines Lochstetter Bauernkinderstammes könne. Das könne nur ein Narr glauben.

Wenn es aber ja doch so wäre, wenn ein Dorfweib so vom Hochmütstempel besessen wäre, daß sie ihrem Zweijährigen — denn von einem Zweijährigen stamme todsicher der Strumpf — daß sie also ihrem Zweijährigen weißwollene Strümpfe anziehe, — dann sei der Weltuntergang nah und sie, Frau Maier, könne dann nur sagen, solchen Weibern gehöre der Buckel verhaue. Man solle nur denken, wie schwer weiße Wolle zu waschen

sei! Sie selber habe doch einen weißwollenen Unterrock und mit dem habe sie sich einmal — es sei schon vor zwanzig Jahren passiert — auf ein Mäuerlein gesetzt und auf dem Mäuerlein sei Karrensalbe gewesen. Wie die da hinkam, sei ihr heute noch ein Rätsel. Und kurz und gut: den Unterrock habe sie halt waschen müssen. Und wie sehe der jetzt aus! —

Herr Rau schüttelte trüb den Kopf. Er spürte genau aus dieser Abschweifung heraus, daß die Maier wußte, daß sie zu grob gewesen war, aber heute konnte er es dabei nicht bewenden lassen. Mit einer Beharrlichkeit, die ihm sonst fremd war, sagte er, das Strümpfchen gehöre sicher einem Lochstetter Kind. Leute, die Zigaretten rauchen, Orangen und Bananen und Schokolade



Also bei der Platte Nr. 67 sieht Herr Rau etwas liegen.



essen in den heutigen Zeiten, die ziehen auch ihren Kindern weiße Strümpfe an. Wenn Unverstand und Verschwendungssucht in einem Bauernkopf Einlaß gefunden habe, dann gebe es kein Halten mehr.

Er nahm das Strümpflein in die Hand. „Ich glaube übrigens nicht“, wagte er zu behaupten, „daß es von einem Zweijährigen ist.“

In diesem Augenblick drehte Lina, die den Tisch deckte, den Kopf. „Nein“, sagte sie schüchtern, „ich glaub's auch nicht.“

Frau Maier fuhr herum. Meinte das Gänselein, sie müsse dem Herrn zuhülfe kommen? Müßte sich wohl dran machen? —

„Dich hat niemand gefragt“, herrschte sie die Erschröckene an und ging aus der Türe. Herr Rau und Lina schauten sich einen Augenblick bestürzt an. Vielleicht kam ihnen ihre Schicksalsgemeinschaft dieser Gewaltigen gegenüber zum Bewußtsein. „Sie ist eine tüchtige Person“, sagte dann Herr Rau leise und schloß ein Fach an seinem Schreibtisch auf, indeß das Mädchen in seiner Arbeit fortfuhr.

Verjämert und still saß der Mann lange in seinem Sessel. Endlich, Lina wollte gerade das Zimmer verlassen, rief er sie her.

Sie kam nur zögernd herbei. Etwas Scheues und Gedrücktes, das ihrem Wesen sonst fremd war, lag über ihr.

„Lina“, sagte der Herr, „sehen Sie doch daher! Ist dieser Strumpf nicht zu klein für diesen Schuh? Was schwacht sie denn immer von einem Zweijährigen? Er hielt das weißschimmernde Strümpflein gegen einen zierlichen grünen Schuh, den er vor sich hatte.

Mit bleichem, hilflosem Gesicht stand das Mädchen und gab keine Antwort.

Herr Rau, als wolle er sie ermuntern und zum Reden bringen, fuhr eindringlicher fort: „Das müssen Sie doch auch sehen, Lina, daß das Strümpflein zu klein ist. Das sieht doch ein Blinder. Wenn Sie schätzen müßten, für welches Alter der Strumpf ist, was würden Sie sagen, Lina?“ —

Ein seltsamer Laut war zu hören. Fast klang's wie verstohlenes Schluchzen. Hestig schüttelte die Gefragte den Kopf, als weiße sie die schwere Aufgabe von sich. „Nun, nun“, begütigte Herr Rau, „etwas sagen können Sie doch! So genau kommt es ja nicht darauf an. Ich schätze acht bis zehn Monate.“

„Elf“ kam es schon.

Wieder hielt der Mann Schuh und Strumpf abwägend gegeneinander. „Mag sein“, sagte er entgegenkommend, „wenn es ein zartes Kind ist, vielleicht ein Mädchen.“

Sie trat einen Schritt näher. Vielleicht wollte sie das strittige Objekt genauer betrachten. Dann schüttelte sie wieder den Kopf.

„Sie meinen nicht, Lina? Sie glauben, es sei ein Bub?“ —

Er wartete keine Antwort ab. Erneut wandte sich sein Interesse dem Strümpfchen zu. Wirklich! nur ein Bubensfuß konnte so energisch die kleine runde Ferse in das weiße Wollgebild eingepreßt haben, für einen Bubensfuß sprach deutlich die Plastik dieses Wädchens.

Er bewunderte den Scharfblick Linas, er erkannte ihre Ueberlegenheit.

„Sie könnten Recht haben, Lina“, gab er erfreut zu, „nun sind wir schon wieder um einen Schritt weiter. Es muß doch leicht herauszubringen sein, wer im Dorf einen elf Monate alten Buben hat! Ich verlasse mich auf Sie, daß Sie dahinterkommen. Diesmal muß ein Exempel statuiert werden!“

Er heftete seine brillenbewehrten, sonst immer ein wenig abwesenden Augen so voll und energisch auf das Mädchen, daß dieses unmöglich auf den Gedanken kommen konnte, die unverstandenen drohenden Worte gehen eigentlich an eine andere Adresse und der ganze Angriff gelte Frau Maier. Sie fing plötzlich bitterlich zu weinen an.

Nun war aber Friedrich Rau sen. ein Mann, der — eigentlich nicht von Natur aus, aber von strengem Schicksal so gemodelt — sich auf den Tod ungern hineingezogen sah in fremde Angelegenheiten. Vielleicht war das auch der tiefste Grund, warum er in „das Nest hinter dem Mond“ geraten war.

Wie auf seinem Spaziergang, so wollte er auch im Leben am liebsten vor sich hinschauen und allenfalls die Platten zählen, die sein Fuß betrat.

Früher, ja, da war das anders gewesen. Als die Frau noch lebte und der kleine Rau jun., als ein aufblühendes, noch nicht von rücksichtsloser, ja gewissenloser Konkurrenz hinterlistig untergrabenes Geschäft sein eigen und er noch im Besitz seiner ungebrochenen Lebenskraft und -freude war, — da hatte er nicht unter sich, sondern froh und kühn hinausgeschaut.

Aber dann war es Schritt für Schritt in die Enge, in immer kleineres hineingegangen. Einsamkeit, Nachlassen der Kräfte Leibes und der Seele, eine Zeitlang — zum Glück nur eine Zeitlang! — Verbitterung, Alter, Schrullen. — Die weinende Lina war etwas, das den erschrockenen Mann zwang, von seinen nummerierten Wegplatten aufzusehen.

Reichlich unbehaglich, so daß es fast drohend klang, fragte er nach einer Pause größter Ratlosigkeit: „Soll ich die Maier rufen?“

In der Fassungslosen wogten die angstvollen Gedanken durcheinander. Da war der Frikle, ihr Frikle. Sie hatte die Mutter gebeten, „was vom Frikle“ doch in der Villa zu sagen, ehe sie dorthin in den Dienst kam.

Aber die Mutter hatte nicht gewollt. „Wenn sie mich fragen, dann sage ich's“, hatte die



Mutter geantwortet, „sonst nicht. Es ist doch nicht nötig, daß man das in die Welt schreit.“ — Und auch der Fritz, der Vater vom Frikle, hatte das gemeint, und was der Fritz meinte, das war noch immer gut und recht gewesen. Freilich: bis auf das eine Mal, wo es eben doch nicht gut und recht gewesen war, denn dann wäre heute kein Frikle da, und das Frikle sollte eigentlich nicht da sein. Wie oft hatte das die Mutter schon gesagt! Aber bei sich behalten hatte sie das Frikle dann doch, und die weißwollenen Strümpfchen, ja, die hatte sie dem Frikle auch gestrickt, und der Fritz hatte das Garn dazu gekauft auf dem Jahrmarkt. Mannsleute sind halt dumm in diesem Stück und nehmen, was man ihnen aufschwächt. Die Mutter hat gleich geschimpft und gesagt, weißwollenes Garn sei doch nichts für Kinderstrümpfe, da stricke sich höchstens die Königin Strümpfe davon. Aber der Fritz hat gelacht und hat gemeint, weil es jetzt keine Königin mehr gebe, könne man dem Frikle ruhig ein Paar stricken. — Das alles zog der Lina durch den aufgeschreckten Sinn. Und jetzt war wahrscheinlich die gute Stelle in der Villa verloren wegen der weißen Kinderstrümpfe und wegen dem Frikle und wegen allem! — — Drohendes Schicksal, das für eine junge Dorfmagd so gut eine Schreckensmaske bereit hält, wie für jeden Großen in der Welt, es grinste in diesem Augenblick so böseartig in Linas erschrockenes Herz, daß sie davor erstarnte und nur noch den bitterlichen Tränen freien Lauf lassen konnte.

Draußen schrillte jetzt die Hausglocke.

Der fast brutale Klang brachte mit wunderbarer Schnelligkeit Lina wieder einigermaßen in Form. Ist doch bei allen Rechtschaffenen die Pflicht das, was sie auch in den schlimmsten Lagen hochreißt.

„Die Milch kommt“, stieß sie hervor und wollte enteilen.

Zu dem erregten Herrn arbeiteten die Gedanken rascher als sonst. Die Milch — brachte die nicht allabendlich Linas Mutter, eine kluge, ortskundige Frau, mit der sich reden ließ? —

„Schicken Sie Ihre Mutter zu mir herein“, befahl er kurz dem Mädchen.

Wie gebrochen stand sie an der Tür. Sie schien etwas sagen zu wollen und ging dann, weil die Glocke zum zweitenmal, und jetzt recht ungeduldig, schrillte.

Herr Kau wandte sich wieder dem grünen Schuh und dem weißen Strümpfchen zu. Wie hübsch das zusammen aussah! Es war eigentlich schad, daß die Maier nicht recht hatte und der Schuh nicht von einem Zweijährigen stammte! Leise streichelte er den Schuh. Dann drehte er den Kopf nach der Türe und wartete. Auch die Brille putzte er, um klaren Blick zu haben.

Aber nicht Linas Mutter, nur Lina selbst schob sich herein. Nicht „die Milch“, ein Bettler habe geläutet, erklärte sie.

Es sah fast aus, als habe sich das Mädchen bei dem Bettler neue Kraft geholt. Vielleicht war ihr bei seinem Anblick eingefallen, daß sie doch immer noch eine Heimat, eine Mutter, einen Fritz und ein Frikle habe, auch wenn man sie „in der Villa“ hinauswerfe.

leich, aber gefaßt stand sie in der Nähe der Türe und wartete.



leich, aber gefaßt stand sie in der Nähe der Türe und wartete.

„Na — und? —“ fragte verwundert der Herr. Da trat sie näher. So nahe, daß sie die Hand auf das weiße Strümpfchen legen konnte.

„Herr Kau“, sagte sie leise, „das Strümpfle gehört meinem Büble.“ Und dann, als es ganz still im Zimmer blieb: „Er hat sonst nie weißwollene Strümpfle g'habt; aber sein Vater, der Fritz, mein Bräutigam, hat das weiße Garn vom Jahrmarkt heimgebracht. Er hat's net besser verstande!“

Es blieb immer noch still. Beängstigend still. Lina wagte den Blick nicht zu erheben. Stammelnd beichtete sie weiter: „Mei Mutter hat arg g'schimpft, Sie dürfen's glaube.“ —

Es lag etwas so Demütiges, so Bittendes im Ton und in der Stimme, daß davon in der Seele des alten Kau vieles weggeräumt wurde, eine überlagernde tote Schicht, die den klaren Grund zugedeckt hatte.

„Sie haben ein Kind, Lina, einen Buben?“ fragte er grenzenlos überrascht. Sie nickte stumm und ergeben.

„Warum haben Sie denn das nie gesagt?“ —



Jetzt schlug sie die verweinten Augen auf. „Ich hab's doch meiner Mutter gesagt, sie soll's sage. Aber sie und der Fritz. — —“

„Ist das der Vater? —“ unterbrach Herr Rau. Sie senkte den Blick wieder und nickte.

„Wie alt ist er denn?“

„Vierundzwanzig.“

„Ach was, das Büblein meine ich,“ wies Herr Rau zurecht und lächelte ein wenig, ein Lächeln von der Art, wie es sonst nur sein Kanarienvogel von ihm zu sehen bekam.

Vielleicht spürte das Mädchen dieses Lächeln, wenn sie es auch nicht sah. Viel getroster und mutiger sagte sie: „Das Fritzle ist jetzt elf Monat.“

„Wieviel Zähne hat er?“

Sie trumpfte auf: „O, schon den ganzen Mund voll“, und ihre Augen lachten.

„Mit elf Monaten hatte der meine erst acht“, jagte verjöhnt der alte Mann und nickte mit dem Kopf, als sei ihm ein schweres Problem aufgetaucht. Es blieb eine Weile so still im Zimmer, daß man Frau Maier in der Küche draußen husten hörte.

„Weiß es die Maier?“ setzte der Alte jetzt das Verhör fort.

„Alles Helle schwand wieder aus Lina's Gesicht. Sie schüttelte den Kopf.“

„So so! So so! Nun — es geht sie auch gar nichts an“, entschied energisch der Herr, sich selbst und das Mädchen ermunternd. Und dann im alten Ton: „Was ist der Bräutigam?“

„Bauer; aber jetzt schafft er als Steinbrecher.“

Ein Schatten flog über des Mannes Gesicht.

„Raucht er?“ kam es sehr kurz und drohend.

„Bloß, wenn er eine g'schenkt kriegt“, versicherte eifrig die Lina.

„Zigaretten? —“

„Was kommt. —“

Herr Rau machte eine sehr wegwerfende Bewegung mit der Hand. „Wenn einer raucht was kommt, das ist schon schlimm, Lina. Sie müssen es ihm abgewöhnen, ganz und gar abgewöhnen! Sehen Sie mich an! Ich rauche schon vierzig Jahre nicht mehr, schon seit —“ er brach ab. Etwas schien ihm dazwischen gekommen zu sein.

„Ist Ihr Büblein gesund?“ fragte er andern Tons.

Ihr Gesicht strahlte auf. „Und wie!“

„Versorgt es Ihre Mutter gut?“

„Und wie!“

„Ist Ihr Bräutigam brav?“

„Und wie!“

Herr Rau runzelt die Stirn ein wenig. „Zu teuer: und wie! Will sie ihn verulken? Aber des Mädchens Gesicht ist so hell, so von ehrlicher Freude, so von ehrlichem Stolz überleuchtet. Sie weiß wohl selbst nicht, wie armjelig sie antwortet.“

„Wann werden Sie heiraten, Lina? —“

Da kommt eine große Bekümmernis in ihre Züge.

„Er verdient zu wenig, sagt meine Mutter.“

„Sie haben eine kluge Mutter, Lina. Wenn sie nachher mit der Milch kommt, schicken Sie sie zu mir herein.“

Das Mädchen fühlt, daß es entlassen ist und geht. Ganz so schwer ist der Druck auf ihrer Brust nicht mehr. Wie die dunkelsten Wolken, sobald sie näherziehen, von ihrer Schwärze verlieren, so scheint auch ihr nahendes Schicksal etwas von seiner schweren Bedrohlichkeit eingebüßt zu haben. Aber rein ist die Luft noch nicht und ihr Sinn noch nicht getrost.

Herr Rau sen. aber steht drinnen in dem behaglichen, altväterisch, aber wertvoll und schön eingerichteten Zimmer am Fenster und sinniert.

In das verkrustete Gleichmaß seiner Tage und seiner Gedanken ist ein Riß gekommen, etwas Lebendiges quillt hervor.

Das ist ihm Beunruhigung; aber Beunruhigung von der guten Art, die das verhocte Blut wieder flüssig macht.

Nicht, als ob er nun in einer großen Rührung gewesen wäre und für das Mädchen und ihr Kind das gütige Schicksal hätte spielen wollen! Wer konnte, wer durfte denn das: Schicksal spielen? —

Aber das war ihm in Erinnerung gebracht, daß neben dem einförmigen, verholzten Ablauf seiner Tage auch sonst noch etwas war und daß über den Plattenweg Leute gingen, die nicht nur allerhand Abfall wegwarfen, sondern auch ein Leben lebten, ein Schicksal trugen, ihre Leiden und Freuden, ihre Sorgen und Plagen, ihre dunklen und hellen Heimlichkeiten hatten, die schließlich wichtiger waren, als was sie gelegentlich auf den Weg warfen oder auf dem Weg verloren.

Was „der alte Rau“ nachher mit der Milchfrau verhandelte und beriet, das weiß der kleine grüne Schuh, der, als die Frau gegangen, einjam noch lange auf dem Schreibtisch stand. Er sah fast aus, als habe er Heimweh nach dem weißwollenen Strumpf, der sich wieder davon gemacht hatte, um an des Fritzles strampelnden Fuß zu kommen.

So ein Kinder Schuh, vorn ein bißchen abgerutscht und mit ein paar Flecken dran — ach, was kann er doch für eine beredte Sprache reden! Das ganze stille Zimmer ist voll von dem, was er zu sagen hat, ja, noch draußen die dunkelnde Weite, über der jetzt die ersten Sterne zu funkeln beginnen, scheint davon angefüllt.

Aber freilich: es muß ein Schuh sein von einem Paar, zu den die Füßchen schon auf andern als irdischen Pfaden gehen. Vielleicht dort droben auf dem Abendstern, der jetzt über der Pappel beim Kirchhof aufglüht?



Er steht lange am Fenster, der alte Rau, ehe er heute die Lampe entzündet.

Was Frau Maier zu der Sache sagte?

Nun, Herr Rau sowohl als die Lina waren vorsichtigerweise nicht dabei, als die Milchfrau auf des Herrn strikten Befehl der Gefürchteten Aufschluß gab. Aber es ging laut und lebhaft zu in der Küche, erst in durchaus feindseliger Weise, dann nach und nach gemäßigter, bis schließlich beim Auseinandergehen die beiden Frauen offenbar einer Meinung waren.

Ihrem Herrn gegenüber versicherte nachher die Haushälterin, sie habe sich schon lang gedacht, daß es mit der Lina so sei. Wenn eine so flink und anstellig, so fleißig und gefällig, so freundlich und ehrlich sei, dann habe es immer sonst einen Haken, und das sei in diesem Fall das Frikle.

Das Gute sei nur, daß die Lina noch lang nicht heiraten könne. Der rasche Mädchenwechsel sei ihr, der Frau Maier, verhaßt. Herr Rau werde wissen, daß sie selbst vierzig Jahre bei ihm sei, und vorher sei sie ein Jahr verheiratet gewesen. Wenn ihr Mann, der Eisenbahnbremsler, nicht im Dienst verunglückt wäre, hätte sie das Dienen gar nicht nötig. Vielleicht hätte sie dann selber einen Sohn oder ein paar. Aber Frikle würde sie keinen heißen, das sei so altväterisch. Ihrer Nichte ihr Enkelkind heiße Manfred, und das gefalle ihr. Zur Eisenbahn würde sie auch keinen lassen. Das sei immer gefährlich. Aber freilich das Motorradfahren, das sei noch schlimmer. Ueberhaupt, wenn man unsere Zeit ansehe, dann sei's doch besser, man habe kein Kind, und die Lina, die werde noch aufgucken! Ueberhaupt, wo sie es doch so groß im Kopf habe mit weißwollenen Strümpfen. Aber so seien halt die Lochstetter. —

Herr Rau ließ den Schwall über sich ergehen. Er kannte die Tonart und den Aufbau solcher Erörterungen und war nicht mehr zu verblüffen.

Dagegen war Frau Maier verblüfft, als Lina bald darauf ihr Frikle einmal ins Haus brachte und sagte, der Herr habe es befohlen.

Ein paar Stunden lang war das Kind dann im Garten, der unter der warmen Sonne des klaren Herbsttages noch einmal in seiner schönsten Pracht leuchtete. Es lag in einem uralten breiten Wagen, den man in der Stadt nach Aussehen und Beschaffenheit lächerlich gefunden hätte, in dem es aber dem lustigen Frikle sehr zu behagen schien.

Zur Abwechslung, und auf des Herrn Wunsch, hob die Lina den schweren Buben herans (er wog 25 Pfund, auf des Bergbauern Viehwage genau gezogen), und nun ließ man ihn im Sand des Weges, der so schön trocken und warm war, krabbeln, kriechen und purzeln. Er fand da merkwürdige Dinge: Steinchen, Hölzchen, Schneckenhäu'er — und alles wollte er zur näheren

Untersuchung in den Mund stecken. Weil er halt noch dumm sei, erklärte entschuldigend die junge Mutter.

Aber Herr Rau hatte Verständnis. Er sagte, Rau jun. habe das genau so gemacht. Einmal habe er sogar einen Regenwurm in den Mund schieben wollen.



Zur Abwechslung ließ man ihn im Sand krabbeln, kriechen und purzeln.

Frau Maier schalt, weil Lina so viel Zeit verträdle. Daß sie selbst auch nichts tat als herumstehen und den schabigen Kinderwagen und den rostigen Buben begutachten — daran dachte sie offenbar nicht.

Nach dem Herbst wurde es ordnungsgemäß Winter. Da gibt es für alte Leute, die keinen Sport mehr treiben, manchen grauen, trüben Tag. Was liegt da näher, als sich Jugend einzuladen, Jugend von der Sorte, die noch keinen Sport treibt, z. B. das Frikle? —

D. h. Frikle hatte jetzt das Gehen erlernt und betrieb es als Sport, also mit Liebe, ja Leidenschaft, und rein zum Vergnügen. Auch ein Sportkostüm hatte ihm die Lina auf Anraten des alten Rau, der die Sache finanzierte, angeschafft. Weiß wollte es ursprünglich der Herr haben; aber die Lina machte Vorstellungen. Also grün.

Die Maier schimpfte ein wenig. Erst, weil grüne Wolle schwer zu waschen sei, und nachher, weil die Lina dem Buben nicht auch gleich den Schal zum Anzug gekauft habe. Ob der Frikle erst „die Halsbräune“ haben müsse, ehe er einen Schal bekomme? Ihr selbst sei ein kleines Brüderchen an Halsbräune gestorben, und dem Schreiner Scharf, dem Nachbar von ihren Eltern, habe man in einer Woche vier Kinder an Hals-



bräune hinausgetragen; zwei feien Zwillinge gewesen, genau im Alter wie das Fritze, wenigstens der eine davon. Aber nicht der Zwilling, denn die feien natürlich gleich alt gewesen. —

Die Sache war nicht ganz klar entwickelt; aber man ließ es dabei bewenden. Frau Maier kaufte den fehlenden Schal.

Dann der Frühling! Wie wonnig ist es doch, wenn Kinder und Alte wieder ins Freie, wieder in die Sonne können! Wenn sie wie überwinterte Fliegen aus allen Ritzen kriechen und sich in der neugeschenkten Linden Wärme dehnen und freuen!

Ach ja, der alte Rau hatte lang, lang vergessen gehabt, daß man von der Sonne, von der Wärme lebt. Langsam lernte er's wieder.

Im folgenden Sommer konnte das Fritze schon mit dem Herrn den gepflasterten Wiesenweg wandern.

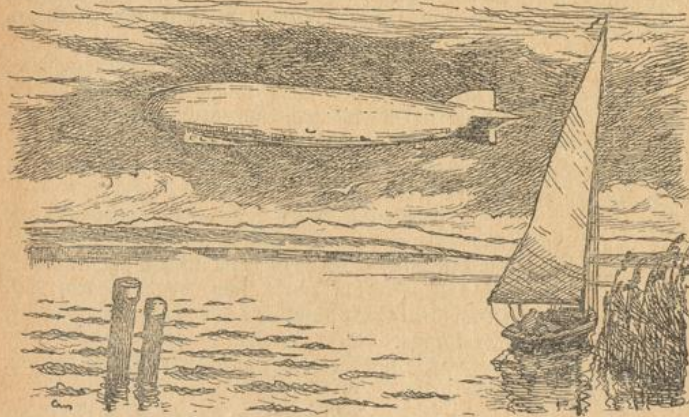
Ein paarmal verloren sie auf dem Spaziergang Bananenschalen und merkten es nicht. Man ist leicht unachtsam, wenn man glücklich ist. Die Augen, denen nichts entgeht, haben wohl lang nicht mehr in die helle Sonne geschaut. Beim Fritze und beim alten Rau war's anders.

### Die Weltfahrt des „Graf Zeppelin“ 1929.

Von Kapitänleutnant a. D. Breithaupt-Neuruppin.

**M**it der erfolgreich durchgeführten Atlantikfahrt des LZ 126 im Jahre 1924 ist der Gedanke des Weltluftschiffverkehrs in ein neues Stadium getreten. England hatte vorübergehend den Luftschiffbau ganz aufgegeben, sah sich aber durch die deutschen Erfolge veranlaßt, seine ablehnende Haltung zu ändern und schritt 1926 zum Bau der beiden, jetzt ihrer Fertigstellung entgegengehenden Schiffe R 100 und R 101. Auch in Amerika ging man trotz günstigster weltpolitischer Voraussetzungen zunächst nur zögernd an die technischen Vorarbeiten heran. Als aber „Graf Zeppelin“ seit Herbst 1928 in zahlreichen Fahrten die Geeignetheit des Luftschiffs

von 34200 km mit einer mittleren Geschwindigkeit von 113,8 km-Stunden in 20 Tagen und 4½ Stunden ohne bemerkenswerte Zwischenfälle zurückgelegt wurde, hat überzeugend die Überlegenheit des Luftschiffs gegenüber jedem anderen Verkehrsmittel auf weiten Entfernungen dargetan. Der „Luftschiffbau Zeppelin“ weiß, was er seinen Schiffen und den vorzüglichen Maybach-Motoren zutrauen darf. Trotz dieser günstigen technischen Voraussetzungen gehörte aber das ganze Selbstvertrauen einer erprobten Besatzung dazu, diese Fahrt über völlig unbekannte, unwirtliche Gebiete und weite, bisher niemals auf dem Luftwege überquerte Ozeane mit einem Schiff zu wagen, dessen Aktionsradius in Anbetracht der Riesentfernungen relativ zu klein war. Immer aber haben Mut und Entschlossenheit das Tempo des Fortschritts angegeben, wenn es galt, große Kulturaufgaben zu bewältigen. Was auf dieser ersten Weltumsegelung geleistet wurde, wird für alle Zeiten ein Markstein sein und bleibt mit ehernen Lettern eingegraben in die Annalen der Verkehrsentwicklungsgeschichte.



„Graf Zeppelin“ über dem Bodensee.

auf langen Strecken erneut erwiesen hatte, entschloß man sich zum Bau großzügiger Werftanlagen in Akron, Ohio, wo jetzt zwei Riesenschiffe von 185000 cbm für die Marineverwaltung ihrer Bollendung entgegengehen.

Die Weltfahrt des „Graf Zeppelin“ im Spätsommer 1929, auf der eine Gesamtflugstrecke

bereitet und in voller Würdigung der möglichen Gefahren von zielbewußten deutschen Männern durchgeführt. In den frühesten Morgenstunden des 15. August startete „Graf Zeppelin“ in Friedrichshafen zur Fahrt nach dem mehr als 11000 km entfernten Tokio. An Bord befanden sich einschließlich der Besatzung 61 Per-

#### Friedrichshafen—Tokio.

Auf Grund langjähriger Erfahrungen ist diese Fahrt vor-



ionen. Die längste bisherige Fahrt eines Luftschiffs hatte 111 Stunden gedauert. Hier aber mußte mit reichlich 120 Stunden gerechnet werden. Während des Tages überflog „Graf Zeppelin“ Berlin, Stettin, Königsberg und steuerte gegen 20 Uhr südlich Dänaburg nach Rußland hinein. Am Nachmittag des folgenden Tages kamen die Höhen des schwachbesiedelten Ural in Sicht, der in 1250 m Höhe passiert wurde. Große Waldbrände in diesem Gebiet verursachten derartige Rauchmengen, daß vorübergehend die Aussicht stark eingeschränkt war.

Bald nach Einbruch der Dunkelheit wechselte die bisher hügelige Landschaft ihr Gesicht, soweit das Auge reichte, war Rußland eine unendliche Sumpfsteppe, die nur zeitweise von festem Lande unterbrochen wurde. Durch diese Wildnis schlängelte sich der Ob, ein ungeheurer Strom mit regem Schiffsverkehr, der seine Wassermassen in das Kaspische Meer ergießt. Photographische Aufnahmen geben einen deutlichen Eindruck von dem finsternen Charakter dieser sich über Tausende von Meilen erstreckenden Landschaft.

Deutlich des Zenissei stieg das Gelände leicht an, riesige, forstwirtschaftlich ungenutzte Waldungen boten dem Auge eine angenehme Abwechslung nach der Einförmigkeit des Sumpfsteppegeländes. Dann folgte das Schiff dem Lauf der Tunguskaja, einem rechten Nebenfluß des Zenissei, an dessen Ufern kleine menschliche Siedlungen erkennbar waren. Im Stromgebiet der Lena, der in der Nähe des Baikalsees entspringt, flachte sich das Gelände allmählich ab, am Morgen des 18. August überflog „Graf Zeppelin“ die Tungusen-Steppe, doch wurden in den verstreuten Siedlungen Menschen nicht beobachtet; sie hatten sich wahrscheinlich aus Furcht vor der ungewohnten, unheimlichen Erscheinung des Luftschiffs in die Tiefe der Wälder zurückgezogen.

Ueber Jakutsk, einer für sibirische Verhältnisse größeren Stadt, mit Reihen niedriger Holzhäuser, wurde der Kranz abgeworfen, den der Verband ehemaliger Kriegsgefangener in Erinnerung an die in Gefangenschaft verstorbenen deutschen Kriegsgefangenen mitgegeben hatte. Nach Ueberstreiten der Lena zeigten sich die ersten Ausläufer des sich an der Küste in nordöstlicher Richtung entlang ziehenden Stonowoi-Gebirges, dessen höchste Erhebungen in der Karte mit 1500 m verzeichnet waren. Noch nie hat eines Europäers Fuß dies unwirtliche Bergmassiv betreten, niemand hat bisher festzustellen versucht, ob und welche Bodenschätze diese wild zerklüfteten Felsen bergen. Hier hat „Graf Zeppelin“ der Wissenschaft wertvolle Dienste geleistet, indem er feststellte, daß die höchsten Gipfel der Berge entgegen den bisherigen Feststellungen sich bis zu 2500 m über dem Meerespiegel erheben. Hohe Anforderungen wurden

an die Steigkraft des — im Gegensatz zu militärischen Luftschiffen — nicht auf Steigfähigkeit gebauten Schiffes gestellt. Mut gehörte dazu, sich in dies völlig unerforschte Gebiet ohne jede örtliche Kenntnis hinein zu wagen. Als günstiger Umstand muß es bezeichnet werden, daß das Wetter klaren Fernblick gestattete. Nach russischen Angaben soll die Paßhöhe 1100 m über dem Meerespiegel liegen. „Graf Zeppelin“ mußte sich aber zwischen steil aufragenden Felswänden bis zu 1760 m emporarbeiten, bis endlich im Osten das sehnsüchtig erwartete Ochotskische Meer in Sicht kam. Wie eine Erlösung wirkte der Anblick der weiten blauen Wasserfläche auf Mannschaft und Passagiere, als Dr. Eckener in berechtigtem Stolz über die Leistung von Mensch und Material seinen Gästen begeistert zurief: „Das ist Luftfahrt“

Mit dem Erreichen von PortMan lag der fahrtechnisch schwierigste Teil der Weltfahrt hinter dem „Graf Zeppelin“. Auf dem nun südlichen Kurse verschlechterte sich das Wetter infolge von Taifunaufläufem, die östlich der japanischen Küste entlang



Japanische Kalmemannschaften holen „Graf Zeppelin“ am Inhertau herunter.

gezogen waren. Mit guter Geschwindigkeit wurde in dickem Nebel zwischen der Insel Sachalin und dem Festlande südwärts gesteuert und im Laufe des Vormittags am 19. August bei der Insel Hokkaido die Küste des Pazifischen Ozeans erreicht. Die Fahrt über dem zerklüfteten japanischen Inselarchipel, an dessen Felsen sich die Brandung weißschäumend brach, war von besonderem landschaftlichen Reiz. Hier war alles alte Kultur, ganz im Gegensatz zu Rußland reichte sich eine menschliche Siedlung mit wohlgepflegten Straßen an die andere. Gegen 16.15 Uhr war das Endziel Kasumiga Ura erreicht, doch bevor zur Landung geschritten wurde, überflog das Schiff die Riesenstädte Tokio und Yokohama, um sich den Augen der Millionenbevölkerung zu zeigen.

So war auf dieser, unter nicht ungünstigen meteorologischen Bedingungen durchgeführten Fahrt von 11247 km vom Bodensee bis Japan Tokio nach 100 Stunden erreicht, die Landung erfolgte etwa zwei Stunden später. Berücksichtigt



man, daß eine Dampferfahrt 6 Wochen, die Reise mit der sibirischen Bahn 14 Tage in Anspruch nimmt, so muß diese Leistung des ersten, auf dieser Strecke eingesetzten Luftschiffes als glänzend bezeichnet werden. Ganz besonders in Anbetracht der völligen Ankenntnis der örtlichen atmosphärischen Verhältnisse. Während des größten Teiles der Fahrt arbeiteten die Motoren mit Brenngas, das gegenüber Benzin wesentliche fahrtechnische Vorteile bietet.



„Graf Zeppelin“ erreicht das Schotische Meer bei Port Man.

Der Empfang von Schiff und Besatzung entsprach der Höhe der Leistung. Acht Aeroplane eskortierten „Graf Zeppelin“ nach Kasumiga Ura, japanische Musikkorps spielten die deutsche Nationalhymne. Behörden und Bevölkerung wetteiferten, um ihren Gästen die Schönheiten des japanischen Landes zu zeigen. In zahlreichen Reden höchster Regierungsvertreter fand diese erste, ohne Zwischenlandung durchgeführte Fahrt eines Luftschiffes von Europa nach den Gestaden des Pazifik gebührende Anerkennung. Doch Dr. Eckener hatte es eilig, nur vier Tage Aufenthalt konnte er sich gönnen, während dieser Zeit wurde das Schiff mit neuem Betriebsstoff versehen und für die Weiterfahrt ausgerüstet; der aus Sicherheitsgründen bereitgehaltene Reserveemotor wurde nicht benötigt.

### Tokio—Los Angeles.

Japanische Wetterstationen hatten für den westlichen Pazifik günstige atmosphärische Bedingungen vorausgesagt. Der direkte, dem Verlauf des größten Bogenkreises folgende Kurs, den auch die Dampfer von Yokohama nach Vancouver benutzen, führte etwa 300 km südlich der Meuten, ihn beabsichtigte Dr. Eckener zu fahren. Nachdem das Schiff seinen Betriebsstoff — Wasserstoffgas, Brenngas, Benzin, Öl, Wasserballast und Proviant — aufgefüllt hatte,

verließ es am 22. August früh morgens die Halle, welche einst in Züsterbog gestanden, aber unter dem Zwange des Pariserer Vertrages hatte abgebrochen und an Japan ausgeliefert werden müssen. Infolge eines geringfügigen Zwischenfalles beim Ausfahren mußte die Abfahrt um einen Tag verschoben werden.

Inzwischen hatte sich die Wetterlage ungünstig verändert, nordöstlich Japan über den Meuten wurde ein Sturmszentrum gemeldet, so daß sich der meteorologisch erfahrene Dr. Eckener bereits drei Stunden nach dem Start entschloß, einen etwa 800 km südlicheren Kurs, als ursprünglich beabsichtigt, zu wählen. Zwar wurden Ausläufer dieses Taifuns, die sich in starken Winden und Regen äußerten, passiert, „Graf Zeppelin“ kam aber mit hoher Geschwindigkeit gut vorwärts. Fast 30 Stunden lang mußte in 300 m Höhe in dichtem Nebel gefahren werden, nur hin und wieder zerteilte ein Sonnenstrahl die Wolkenmassen, so daß vorübergehend die leicht gekrümmte, graublau Fläche des Pazifik sichtbar wurde. Dank der Vorzüglichkeit des Kreis-

kompasses und dem exakten Arbeiten des Behm'schen Scholots, mittels dessen die genaue Höhe über dem Meeresspiegel jederzeit festgestellt werden kann, war die navigatorische Führung des Luftschiffes so zuverlässig, wie die eines Seeschiffes, das konnte durch Standortvergleiche mit dem einzigen, auf der Ozeanfahrt angetroffenen japanischen Dampfer „Fakutaru Maru“ festgestellt werden. Die japanischen und amerikanischen Wetterstationen hatten durch Uebermittlung drahtloser Richtungspeilungen und meteorologisch wichtiger Meldungen die Schiffsführung vorzüglich unterstützt, so daß sie in der Lage war, die der Wetterlage entsprechenden richtigen Maßnahmen zu treffen.

Am 25. August gegen 15.40 Uhr kamen die ersten Höhen des amerikanischen Randgebirges nördlich San Francisco in Sicht, nach mehreren Schleifenfahrten über der Riesenstadt steuerte „Graf Zeppelin“, von zahlreichen Flugzeugen begleitet, mit langamer Fahrt südwärts, um Los Angeles bei Tagesanbruch zu erreichen. Im ersten Morgengrauen des 26. August markierten sich die gewaltigen, hell erleuchteten Häuserblocks der Stadt, in deren Nähe das Schiff gegen 5 Uhr morgens am provisorisch errichteten Ankermaße festmachte; eine Halle stand nicht zur Verfügung. Kaum 67 Stunden hatte die ganze Ozeanfahrt von Küste zu Küste in Anspruch genommen, für die 9653 km betragende Ent-



fernung Tokio—Los Angeles brauchte „Graf Zeppelin“ bei zeitweise reduzierter Marschgeschwindigkeit nur die erstaunlich kurze Zeit von 3 Tagen und 7 Stunden, das entspricht einem Durchschnitt von 122 km=Stunden.

### Los Angeles—Neuyork.

Die Stadtverwaltung hatte sich die Vorbereitungen für Landung und Verankerung des Luftschiffs viel Geld kosten lassen. Mit Rücksicht darauf, daß Dr. Eckener eine Rekordfahrt machen und nur kurze Zeit in Los Angeles bleiben wollte, wurden die Vorbereitungen zur Weiterfahrt tunlichst beschleunigt. Die Brenngasversorgung, die z. B. in Tokio große Kosten verursacht hatte, war hier denkbar einfach, man konnte das Gas direkt den städtischen Leitungen entnehmen, die mit den nahe gelegenen Quellen in Rohrverbindung standen. Da das Schiff sehr bald nach der Abfahrt die südlichen Ausläufer der 2000 m hohen Rocky Mountains überwinden mußte, wurde aus Gewichtsersparnisgründen ein Teil der Besatzung mit Flugzeugen nach Lakehurst weiterbefördert.

Während des 26. August folgte die Besatzung den verschiedenen Einladungen zu den großartigen Empfängen, die die Stadt veranstaltet hatte. Dann erfolgte in den späten Abendstunden der Aufstieg, wobei das infolge Gasverlustes durch Sonnenbestrahlung schwer gewordene Schiff mit der unteren vertikalen Stabilisierungsfläche leicht den Erdboden berührte und durch ein geniales Manöver Dr. Eckeners über die den Landungsplatz rings umgebende Hochspannungsleitung hinweggeführt werden mußte. „Graf Zeppelin“ folgte zunächst auf südlichem Kurs dem Lauf der Küste, steuerte dann an der mexikanischen Grenze in die Berge hinein und stand gegen 2.30 Uhr am 27. August 1520 m hoch. Bei sehr starken und böigen Gegenwinden wurde die Geschwindigkeit während des Tages bis auf 40 km=Stunden herabgedrückt, für die Rudergänger brachte dieser Teil der Fahrt große Anstrengungen, um das in den Bienen heftig hin und her geworfene Schiff auf Kurs zu halten. Um die Paßhöhe östlich El Paso zu überwinden, mußte das Schiff auf 2260 m Höhe gehen — eine anerkanntswerte Leistung in Anbetracht der erwähnten Tatsache, daß „Graf Zeppelin“ nicht als Höhen-schiff gebaut ist.

Nach dem Verlassen von Neumexiko wurde mit östlichem Kurse zunächst über der britischen Hochebene von Texas gesteuert, dann brachte die Fahrt über dem reichen Farmland von Oklahoma und Kansas angenehme Abwechslung. Am 28. August nachmittags war Chicago an der Südspitze des Michigansees erreicht, wo das Luftschiff mit ungeheurem Jubel begrüßt wurde. Nach Passieren der Fordstadt Detroit stand „Graf Zeppelin“ nachts über Cleveland und Akron, dem amerikanischen Friedrichshafen, wo z. Bt. die beiden größten Luftschiffe gebaut werden. Hier empfing „Los Angeles“, unser früherer LZ 126, den Dr. Eckener im Oktober 1924 nach Amerika überführt hatte, sein größeres und erfolgreicheres Schwesterschiff. Ueber dem Alleghany-Gebirge mußte noch einmal auf 1100 m Höhe gegangen werden, dann war in den frühen Morgenstunden des 29. August Neuyork erreicht, das den „Graf Zeppelin“ nach beendeter amerikanischer Weltfahrt mit brausendem Jubel empfing. Um 6.40 Uhr wurde die Freiheitsstatue zum zweiten Male umfahren, 7.12 Uhr erfolgte die Landung in Lakehurst.

Mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 92,8 km=Stunden bei voll laufenden 5 Motoren war die dritte, 4822 km lange Etappe in ca. 52 Stunden zurückgelegt, ungünstige Wetterverhältnisse über den Rocky Mountains und Neumexiko hatten die Fahrt erheblich verlangsamt.



Am der nordamerikanisch-mexikanischen Grenze. Die Brücke über den Rio Grande bei El Paso.

### Neuyork—Friedrichshafen.

Nach einem Aufenthalt von 3 Tagen startete „Graf Zeppelin“ am 1. September morgens unter Führung von Kapitän Lehmann zur Rückfahrt über den Atlantik. Dr. Eckener blieb in den Vereinigten Staaten, wo ihn wichtige Verhandlungen mit maßgebenden Persönlichkeiten



zurückhielten. Da aus Island ungünstiges Wetter gemeldet wurde, wählte die Schiffsleitung den südlichen Kurs in Richtung der Azoren. Dieser Entschluß erwies sich als richtig. Wenn sich auch Ausläufer der nördlichen Tiefdruckgebiete in Gestalt von Gewitterfronten und Regengebden vorübergehend störend fühlbar machten, beschleunigten im allgemeinen westliche Rückenwinde die Reise, so daß am 3. September gegen 14 Uhr die spanische Küste bei Corenblion erreicht war. Nach schneller Fahrt über die

Biskaya—Bordeaux—Dijon stand das Schiff am frühen Morgen des 4. September über Basel, gegen 8 Uhr fiel das Ankertau in Friedrichshafen unter der jubelnden Begeisterung tausender von Zuschauern.

### Das Ergebnis der Weltfahrt.

Die stolzen, von aller Welt uneingeschränkt anerkannten Leistungen des Schiffes sind aus folgender Tabelle ersichtlich:

	Von	Nach	Entfernung km	Reine Fahrzeit		Mittlere Geschwindigkeit km-Stunden	Mitgeführte Nutzlast	
				Std.	Min.		Passagiere	Post u. Fracht
1. Etappe	Friedrichshafen	Tokio	11 247	101	49	111,4	20	400
2. "	Tokio	Los Angeles	9 653	79	03	122,0	20	425
3. "	Los Angeles	Lakehurst	4 822	51	57	92,8	17	400
4. "	Lakehurst	Friedrichshafen	8 478	67	31	125,6	23	800
Gesamtstrecke	Friedrichshafen	Friedrichshafen	34 200	300	20 12 1/2 Tage	113,8		

In 20 Tagen, 4 Stunden und 14 Minuten einschließlich aller Aufenthalte hat „Graf Zeppelin“ zum ersten Male auf dem Luftwege den Erdball umkreist und damit die kühnsten Träume Jules Vernes übertroffen. Die hohe Durchschnittsgeschwindigkeit erklärt sich aus den vorwiegend günstigen Windverhältnissen, die der Eigengeschwindigkeit des Schiffes zugute kamen. Der mitgeführte Betriebsstoff war auf keiner der vier Etappen erschöpft, es wäre sogar durchaus möglich gewesen, nach dem Erreichen der japanischen See ohne Landung in Tokio direkt nach Amerika

Das glänzende Ergebnis der Weltfahrt darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Geschwindigkeit heutiger Luftschiffe für einen wechselseitigen, wirtschaftlichen Luftverkehr noch nicht genügt, besonders in ost-westlicher Richtung, wo im allgemeinen mit heftigen Gegenwinden gerechnet werden muß. „Graf Zeppelin“ hat unter seiner vorzüglichen Führung gezeigt, daß dem Luftschiff zeppelinischer Bauart im ozeanischen Langstreckenverkehr die Zukunft gehört. Wenn wir auch heute noch kein Luftschiff haben, das auf den Namen „Berkehrsluftschiff“ Anspruch erheben kann, so wird es der Zusammenarbeit aller, am Weltverkehr interessierten Kulturstaaten in naher Zukunft gelingen, den Schiffstyp herauszubringen, der dem zweifellos vorliegenden Bedürfnis nach schneller Ueberbrückung ozeanischer Entfernungen entspricht, d. h., das Luftschiff, das mit wirtschaftlichem Vorteil bei hoher Eigengeschwindigkeit regelmäßig und sicher relativ große Lasten über größte Entfernungen zu tragen vermag. Wir Deutsche aber haben ein Recht darauf, stolz zu sein, daß deutsches Können und wagemutiges Handeln, wie schon so oft, dem völkerverbindenden Verkehr neue Wege gewiesen haben.



Die begehrteste Schupo vergißt ihre Absperrungspflichten.

weiterzufahren, wenn mit annähernd gleichbleibenden atmosphärischen Verhältnissen hätte gerechnet werden können.

Wir machen auch an dieser Stelle auf das in unserer Verlage erscheinende Buch des gleichen Verfassers: „Die Südatlantikfahrt des Graf Zeppelin“ aufmerksam. Näheres s. Inserat.



## Ländliches Wunder.

Von Alice Berend.

Rosine Huber schaffte in einem bayerischen Dorf ihre Tage ab. Ihr Mann hatte immer geknausert. Rosine hatte sich fromm gesagt, auch das gehört nun einmal dazu.

Aber nun war das Sonntagskleid der Huberin nicht einmal mehr gut genug für Samstag vor-mittag. Ein neues wäre dringend nötig gewesen.

Der Huber wollte dies nicht einsehen. Er sagte, Frau Rosine selbst wäre auch nicht mehr neu, und er müsse doch weiter mit ihr vorlieb nehmen. Alte Sachen wären weniger schön, dafür aber hätte man sich an sie gewöhnt, man brauchte nicht ängstlich um sie zu sein, das hätte auch sein Gutes.

Frau Rosine schwieg. Jedoch sie sparte nicht nur an Worten. Sie legte auch von den Pfennigen des Haushaltungsgeldes manche beiseite, trotzdem das nicht so einfach getan war wie gesagt.

Nach einem Jahr reichte die Summe zum Ankauf des Kleiderstoffes.

Drei Monate später auch zum Lohn für die Schneiderin.

Maß wurde genommen. Die Form besprochen, hin und her beredet und her und hin. Der Huber brauchte noch nichts davon zu erfahren, durfte nicht ahnen, daß man trotz aller Knappheit noch etwas zu ersparen verstanden. Das Kleid würde man doch nur zur Kirche tragen. Und dahin ginge man allein. Sollte es der Huber aber doch merken, so würde man sagen, daß man den Stoff gefunden hätte.

Dieser Gedanke war der Schneiderin gekommen.

Frau Rosine bewunderte ihn, sie selbst wäre nie auf ihn gekommen.

Aber als sie aus der Schneiderin Tür trat, stand der Huber schon davor.

Woher der hübsche Stoff? Den eigenen Mann um sein ehrliches Geld betrogen?

Frau Rosine zwinkerte der Schneiderin zu. Diese erklärte, daß Frau Rosine den Stoff gefunden habe.

Frau Rosine faßte Mut, den Fundort genau zu beschreiben. Drei Wege kreuzten sich an der Stelle. Zahllose Städter jagten jetzt zur Sommerzeit darüber hinweg. Das Stückchen Stoff mochte aus dem Auto eines Reichen geschlüpft sein, der es wohl verwinden konnte, wenn er den Verlust überhaupt bemerkt.

Huber war anderer Meinung. Gefunden ist halb gestohlen. Fremdes Gut behält man nicht.

Zum Fundamt damit, zur Polizei.

Man hatte eine gute Stunde zu fahren. Alles wurde fein abgemessen, beschrieben und aufgeschrieben. Auf Finderlohn verzichtete der Huber.

Wenn sich nach einem halben Jahr niemand zu dem Fund gemeldet hatte, dann sollte die



Woher der hübsche Stoff? Den eigenen Mann um sein ehrliches Geld betrogen?

Huberin den Stoff ausgehändigt erhalten als ihren Besitz.

Rosine war zufrieden damit. Besser so als anders. Sie mußte nun zwar ein halbes Jahr noch warten, aber dafür würde sie ihr Kleid dann tragen können, ohne sich vor ihrem Huber fürchten zu müssen.

Alle Termine kommen heran. Endlich war es so weit.

Rosine fuhr davon, um das Fundobjekt abzuholen. Man lachte sie aus auf dem Amt. Der rechtmäßige Besitzer hatte sich längst gemeldet und den hübschen Stoff abgeholt . . . . .

Rosine staunte. Auch die brave Schneiderin hielt das kaum für möglich. Es war geradezu ein Wunder. Man sollte es nicht für möglich halten, aber das ist es ja grad mit den Wundern; weil man sie nicht für möglich hält, bestehen sie weiter . . . . .



## Der Verkehrssehmann.

(Ein Faschingsmärchen.)

Der kleine Paul hatte ihn auf die breite, geschweißte Kommode gestellt, mitten unter die vielerlei Dinge. Da stand er nun, der Verkehrssehmann nämlich, dicht neben der silbernen Pendüle mit dem kleinen besügelten Amor, wackel-e mit dem Kopfe und hielt die weißbehandschuhte Rechte haltgebietend hoch.

Er sollte Ordnung halten auf der Kommode, hatte der kleine Paul gesagt, und es war auch wirklich nötig. Am Tag stand ja alles still und rührte sich nicht, aber sowie die kleine Pendüle, wie mit silbernen Glöckchen, die Mitternachtsstunde schlug, erwachte alles zum Leben und hastete und schob nun durcheinander, daß der Verkehrssehmann alle Mühe hatte, ein Unglück zu verhüten. Auf dem Bild, das über der Kommode hing, bestieg der junge Ehemann endlich die hohe, gelbe Postkutsche, in der schon seine Geliebte saß und sehnsüchtig sein r harrete. Der Schwager blies eine lustige Melodie auf dem Posthorn, die Pferde zogen an, und die schwerfällige alte Kutsche setzte sich in Bewegung, fuhr aus dem Rahmen heraus und auf der Kommode hin und her. Die beiden rehsfarbigen, schlanken Windspiele der reizenden Kokokodame flogen dahin wie Pfeile und überboten sich in grotesken Sprüngen. Ihre Herrin, die Kokokodame, kam auf ihren grünen Steckelschuhen angestelzt, und der kleine Mohrenknabe trug ihr geduldig Fächer, Riechfläschchen und Puderdose nach. Sie war wirklich sehr hübsch, die Kokokodame in ihrem gelbseidenen Keisrock und der hohen, perlengeschmückten Puderfriur, aber viel hübscher war noch das frische Naturkind, das Gänseleiel. Gänseleiel hüpfte im kurzen Röckchen, umflattert von seinen schnatternden Gänschen, auf bloßen Füßchen daher, daß die mußbraunen Zöpfe nur so flogen, achtete nicht auf den Weg und schwang jubelnd den Margeritenkranz, an dem es geflochten. Man kann sich denken, daß der Verkehrssehmann genug zu tun hatte, bei einem solchen Verkehr die Ordnung aufrecht zu erhalten, besonders dann noch, wenn zum kleinen Paul der Sandmann überraschend gekommen war und Paul, zu müde, seine Spielsachen aufzuräumen, auch noch den Bankasten, die Eisenbahn und das Auto auf die Kommode gestellt hatte. Da lag dann so mancher Stein im Weg, das Auto flitzte mit höchst zulässiger Geschwindigkeit dahin, und die Eisenbahn surrte im D-Zug-Tempo rund um die Kommode. Aber man muß sagen, daß der kleine Verkehrssehmann ein gewissenhafter Beamter war, der treu seine Pflicht erfüllte, sodaß noch nie ein Unglück geschehen war, bis — eines Nachts doch, und

das kam so: Zu bemerken ist, daß dies aber auch eine ganz besondere Nacht war, die Nacht vom Rosenmontag auf Faschingsdienstag nämlich, wo der lustige Schellenkönig sein Szepter schwingt und toller Spuk sein Wesen treibt. Da nahm, mit dem Glockenschlag zwölf, der kleine besügelte Amor zwei Pfeile aus seinem Köcher, und kaum waren sie vom Bogen abgeschwenkt, so steckte der eine auch schon tief in dem jungen Herzen Gänseleiels, der andere aber in dem bis dahin nur von seiner Pflicht erfüllten Beamtenherzen des Verkehrssehmanns. Was Wunder, daß dieser fortan nur noch Augen für das hübsche Kind hatte, das nun, den Margeritenkranz auf die braunen Flechten gedrückt, auf ihn zugehüpft kam? Kann man's ihm verdenken, daß er Gänseleiel in seine Arme nahm und — — — ach ja, „die Liebe, die Liebe ist eine Himmelsmacht!“

Aber, o weh! Nun das Auge des Geistes fehlte, gab es ein schreckliches Durcheinander auf der Kommode. Die Postkutsche kam dahergesumpelt, das junge Ehepärchen schäkerte, der Schwager blies sein Lied, weil er aber dabei an sein Schätzchen dachte, ließ er die Pferde laufen wie sie wollten, sie zuckelten gerade dem Abgrund zu, aber zum Glück blieben sie vor Schrecken selbst stehen. Die Kokokodame stolperte an ihren Steckelschuhen über einen Stein, der mitten im Weg lag, stieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht, so daß der kleine Mohrenknabe ihr das Riechfläschchen unter das Nasäpfchen halten mußte. Die unbehüteten Gänschen starteten wirr durcheinander, die Windspiele stürzten sich auf sie, und bald wälzte sich ein unermirrbarer Knäuel von Gänjen und Hunden daher, in den surr — das Auto hineinraсте. Es ging noch glimpflich ab, denn nur das eine Windspiel verlor dabei das nadelspitze Schwanzende und stob heulend davon.

Der Verkehrssehmann sah leider von dem allem nichts, denn er hatte besseres zu tun.

„Aber Paul“, jagte am andern Tage die Mutter, „was tut das Auto auf der Kommode? Nun hast du damit dem einen Hündchen die Schwanzspitze abgestoßen.“

Paul betrachtete sich nachdenklich den Schaden. „Der Hund ist überfahren worden“, erklärte er dann, und böse dem Verkehrssehmann mit dem Finger drohend rief er: „Ich möchte nur wissen, was der zu tun hat, daß er nicht besser Ordnung halten kann!“

Da war es, als käme ein leises Klackern von der silbernen Pendüle her, wo der kleine besügelte Amor saß. — —



# Des Hinkenden Standrede vom Aufbau der Erde.



übers Tal und die Rheinebene hinweg nach den Vogesen schauen, und wenn ich auch nur ein einfacher Mann bin, so habe ich mir doch schon oft Gedanken darüber gemacht, warum ist hier und dort Gebirge und dazwischen die Ebene. Sagt, Hinkender, wißt Ihr mir eine Antwort auf diese Frage?"

Der Hinkende dachte einen Augenblick nach und sagte dann: "Es ist zwar noch vieles unbekannt und unerklärt von diesen Dingen, aber ich glaube, es würde Euch manches verständlich werden, wenn wir uns über den Aufbau unseres Erdballs einmal unterhielten."

"Dazu habe ich auch noch die eine und die andere Frage", ließ sich nun auch der Maurerpolier hören, "aber ich will erst einmal sehen, was Ihr den andern zu sagen habt."

"Nun denn", begann der Hinkende seine Erklärungen, "ich halte es für das richtigste, wenn wir gleich einmal in Gedanken ins Innere der Erde hinabsteigen."

"Halt, darüber weiß ich noch was; je weiter man in die Erde bohrt, desto heißer wirds, und ganz im tiefsten Innern ist alles glühend flüssig", rief der Barbier dazwischen.

"Vielleicht ist es wirklich so, und dann habt Ihr recht; aber es könnte auch ein bißchen anders sein", meinte der Hinkende, zur Vorsicht mahnend. "Denn was wissen wir eigentlich tatsächlich vom Erdinnern? Das tiefste Bohrloch, das natürlich in Nordamerika ist, bei Fairmont in Westvirginien, reicht 2310 Meter in die Tiefe,



"Seute nacht hat mich meine Frau erschreckt; sie hat steif und fest behauptet, sie sei an einem Erdbeben aufgewacht."

aber was wollen die zwei Kilometer bedeuten gegenüber dem weiten Weg von 6378 Kilometern bis zum Erdmittelpunkt."

"Dahin bräuchte der Schnellzug ja mehr als 3 Tage, wenn er hinfahren könnte", trug der Lehrer zur Erklärung bei, "am Grunde jenes

Als eines Abends im Kreise des Hinkenden und seiner Getreuen in der gemüthlichen Dämmerstunde am runden Tisch im „goldenen Löwen“ eine Pause im Gespräch eingetreten und einen kurzen Augenblick lang jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war, sagte plötzlich der Bachhuber: „Heute nacht hat mich meine Frau erschreckt; sie hat steif und fest behauptet, sie sei an einem Erdbeben aufgewacht, das ganze Haus habe gewackelt. Ich habe nichts gemerkt, denn ich schlafe nach der schweren Feldarbeit sehr fest, aber es hat dann doch lange Zeit gedauert, bis ich wieder eingeschlafen bin.“

„Wir haben zwar auch nichts gemerkt, aber eine Wohn sich sind Erdbeben in unsrer Gegend ja ziemlich häufig“, damit griff der Barbier gleich den neuen Gesprächsgegenstand auf.

„Freilich“, fuhr der Bachhuber fort, „mir sieht ein denkt das Erdbeben vom November 1911 noch so gut, wo die Balken knisterten, der Speiß von der Decke fiel und mein schwerer Schrank sich überneigte.“

„1911 war's im allgemeinen noch nicht schlimm, und auch in den Jahren seitdem habe ich eine ganze Reihe schwächerer Erdstöße teils selbst beobachtet, teils aus der Zeitung erfahren“, erwiderte nun der Lehrer, „aber es kann auch einmal bei uns anders kommen. 1356 ist ganz Basel in Trümmer gelegt worden durch ein Erdbeben.“

Sährer Hinkender Bote filr 1931.





Bohrlochs aber wäre er schon in kaum zwei Minuten, wenn ich jetzt in der Geschwindigkeit richtig gerechnet habe."

"An dem Verhältnis von 2 Minuten zu 3 Tagen Fahrzeit — es wird schon richtig sein — seht Ihr am besten, wie wenig eigentlich die Beobachtungen in Bohrlöchern und Schächten Anhalt geben, wie es mit dem Wärmerwerden der Gesteinsschichten nach dem Erdinnern zu steht, ob's schnell oder langsam, gleichmäßig oder ungleichmäßig vor sich geht. Aber wir haben noch andere Nachrichtenbringer aus größerer Tiefe: die heißen Quellen und die Laven der Vulkane, die geschmolzenen Gesteinsmassen der feuerpeienden Berge. Und darum wird es wohl schon richtig sein, daß im Innersten der Erde eine Temperatur herrscht von etwa 5000 Grad."

"Wenn man dahinein ein Fensterlein aufmachen könnte, mücht' einem das Gesicht schön brennen bei der Blut, mehr als an meinem Bügelofer", meinte der Schneider naz und nickte mit Verständnis mit dem Kopf.

Der Hinkende fuhr weiter:

"Nun kommt aber eine Schwierigkeit: im Innersten der Erde herrscht auch ein ungeheurer Druck; denn alle Schichten, bei der Luft angefangen, lasten auf den unter ihnen liegenden infolge ihrer Schwere, so daß die allerinnersten einen Druck von über 2 Millionen Kilogramm auf jeden Quadratcentimeter aushalten müssen. Und ebenso wie im fest verschlossenen Dampfkochtopf des Meisters Papin, den ihr wohl alle kennt, das Wasser nicht bei 100° kochen und Dampf werden kann infolge des allseitigen Gegendrucks der Wände, sondern noch höher hinauf flüssig bleiben muß, so ist's auch mit dem Innersten der Erde, oder wie man auch sagt, mit dem Erdkern: der hohen Temperatur nach müßte er von Gasen erfüllt sein; des hohen Druckes wegen kann er aber nicht gasförmig sein."

"Also hab' ich doch recht", triumphierte der Barbier.

"Gemach, und hört mich zu Ende!" dämpfte

der Hinkende und hob leicht die Hand, "eigentlich konnte bisher die Wissenschaft diese beiden Bedingungen, so hohen Druck und so hohe Temperatur, in ihrem Zusammenwirken im Erdkern nicht recht vereinigen, aber in allerneuester Zeit hat ein Berliner Gelehrter durch Versuche gezeigt und bewiesen, daß auch bei hohen Temperaturen ein Körper fest sein kann, wenn nur der auf ihn ausgeübte Druck genügend hoch ist."

Mit wachsendem Staunen sah nun der Barbier zum Hinkenden hin: "Ja, dann wäre ja die Erde im Kerne fest!"

"Es ist wenigstens höchst wahrscheinlich, daß es so ist, wenn auch die Versuche erst mit der

winzigen Menge von einem Zehntel eines Kubikzentimeters, also etwa dem zehnten Teil einer kleinen Haselnuß, mit den Gasen Helium, Wasserstoff und Stickstoff bei 6000 Atmosphären Druck gelungen sind", bestätigte der Hinkende den Schluß, den der Barbier aus seinen Worten gezogen hatte; "denn es kommen noch verschiedene ältere Beobachtungen hinzu, die einen festen Erdkern



„Ich halte es für das richtigste, wenn wir gleich einmal in Gedanken ins Innere der Erde hinabschauen.“

auch bisher schon vermuten ließen; zum Beispiel sein spezifisches Gewicht —"

"Spezifisches Gewicht ist nämlich die Zahl, die angibt, wievielmal ein Körper schwerer ist als die gleiche Raummenge Wasser, oder anders ausgedrückt, das Gewicht von einem Würfel von Kubikcentimetergröße abgewogen in Grammen", fügte hier der Lehrer zur Erklärung ein. Und das war nötig; denn der Löwenwirt krante sich hinter dem Ohr und sagte dann: "Spezifisches Gewicht, o weh — das hat mir in der Schule manches Kopferbrechen gemacht, aber mit der Weinwaage hab' ich's verstehen gelernt."

Nun nahm der Hinkende wieder das Wort: "Also ein Kubikcentimeter »Erdrinde«, von der äußersten Schicht, wiegt nur wenig mehr als 2 Grammen, ein Kubikcentimeter »Erdkern« aber mehr als 8, oder, wenn Euch die Mengen zu klein sind: ein Kubikmeter der Erdrinde, auf der wir leben, wiegt über 2000 kg oder 2 Tonnen,



dieselbe Menge aus dem Erdinnersten aber über 8000 kg, d. h. ungefähr so viel wie wenn sie aus Stahl wäre. Darum nimmt man an, der Erdkern bestehe hauptsächlich aus ihm und dem ihm ähnlichen Nickel, und nennt ihn deshalb auch aus den Anfangsilben der beiden Metallnamen im Lateinischen »Nife«.

„Ganz schöne Abkürzung, schöner wie manche aus dem Wirtschaftsleben“, meinte der Bürgermeister.

Die Zwischenbemerkung störte den Hinkenden nicht, sondern, alle fragend, fuhr er fort: „Und wißt ihr, was die Beobachtung der Erdbeben mit den Erdbebenpendeln oder Seismometern lehrt über das Innere der Erde?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, sprach er weiter: „Die heftigen Erschütterungen, die ein Erdbeben erzeugt, breiten sich nicht nur wie die Wellen, die der Sturm auf dem Meer verursacht, auf der ganzen Erdoberfläche aus, sie umkreisen nicht nur den Erdball mehrfach und in allen Richtungen, sondern sie pflanzen sich auch mitten durch die Erde fort. Und nun kommt die Hauptsache: die Geschwindigkeit, mit der sie das Innere der Erde durchdringen, hängt ab von der Festigkeit der verschiedenen Schichten, und daraus ließ sich tatsächlich errechnen, daß der Erdkern gegenüber den Erdbebenstößen die Startheit mindestens des Stahles hat.“

„Es ist mir schon lieber, die Erde ist im Innern fest, als ich sitze auf einem Gasball oder auf so glühender Flüssigkeit; wer weiß, wie fest die Schicht drüber ist; auf einmal bricht sie!“ ließ sich die Löwenwirtin halb ängstlich, halb scherzhaft hören. Alle lachten, aber gleich konnte der Hinkende wieder weiterfahren:

„Und nun kommen noch die »Hüttenmänner« mit ihren Erfahrungen und sagen uns, daß in einem Kupferhochofen sich die Schmelze nach der Schwere in drei Schichten recht scharf sondert; zumterst bildet sich der Kern der Schwermetalle, mit derbem Namen die »Eisensau«, darüber sammelt sich das an Schwefel gebundene Kupfer und zuoberst die geschmolzene Schlacke.“

„Das kann ich mir ganz gut vorstellen“, sagte daraufhin der Postagent wie befriedigt und erleichtert und hörte den Worten des Hinkenden, wie auch die andern, weiterhin eifrig zu: „Wenn ich euch noch sage, daß die Geschwindigkeitsberechnung der Erdbebenwellen durchs Erdinnere noch zwei scharfe Schichtgrenzen weiter außen ergeben hat, so werdet ihr verstehen, warum sich die Geologen meist die Erde aufgebaut denken aus zwei Schichten oder Schalen, die wie im Kupferhochofen den Eisenkern umgeben; und

wenn ihr's in Zahlen wissen wollt: man hat errechnet, daß sich der Eisenkern vom Erdmittelpunkt aus etwa halbwegs zur Erdoberfläche erstreckt; die Zwischenschicht nimmt dann mehr, die äußerste weniger als ein Viertel des Erdbalbmessers ein.“

„Da möchte man fast sagen, die Erdbebenwellen hätten die Erde durchleuchtet“, sagte der Lehrer



„Spezißisches Gewicht, o weh — das hat mir in der Schule manches Kopfgelbbrechen gemacht, aber mit der Weinwaage hab' ich's verstehen gelernt.“

ganz begeistert, und der Hinkende nickte ihm zustimmend zu; aber inzwischen hatte sich der Bachhuber, der höchst gespannt zugehört hatte, geräuspert und sagte wie etwas enttäuscht: „Was Ihr bisher vom Erdinnern und den Erdbeben erzählt habt, war ja recht interessant, aber die Ursache der Erdbeben habe ich nicht drin gefunden.“

Freundlich suchte ihn der Hinkende zu begütigen: „Habt nur noch ein wenig Geduld, gleich werden wir so weit sein, und dann haben wir doch ein vollständiges Bild von unserem Weltkörper. Denn die 1700 Kilometer dicke Zwischenschicht dicht um den Kern ist für uns nicht weiter wichtig, auch weiß man nicht viel sicheres von ihr. Um so wichtiger dagegen ist natürlich die Zusammensetzung der äußersten Schale.“

„Neber sie weiß ich auch noch was aus meiner Schulzeit; wir haben einmal erzählt bekommen, die Erde sei ursprünglich durch und durch flüssig und wie ein hellglühender großer Tropfen gewesen, dann habe sie sich abgekühlt und dadurch außen die feste Kruste gekriegt, auf der wir herumlaufen“, sagte ganz stolz der Schneidernaz.

„Ganz recht, das habt Ihr gut behalten“, lobte ihn der Hinkende scherzenderweise, „nach den



Erdbebenbeobachtungen, die ich vorhin erwähnt habe, ist diese Erstarrungskruste etwa 120 Kilometer dick; die Ansichten über ihre Stärke gehen noch auseinander; unter ihr liegt dann die wesentlich dickere Schicht, die sich an die Zwischenschicht anschließt. Die starre Rinde und ihre Unterlage sind aber auch verschieden zusammengesetzt: in der oberen, die das spezifische Gewicht 2,5 bis 2,7 hat, herrscht neben dem Silizium, aus dem der Quarz, der Sand und alle Kieselsteine bestehen, noch das Leichtmetall Aluminium vor; man nennt sie darum das Sial; in der tieferen findet sich neben dem Kieselstoff anstelle des Aluminiums das etwas schwerere Magnesium hauptsächlich vor; darum heißt sie das Sima und hat das spezifische Gewicht 3 bis 4. Zugleich sei sie, so lehren die Petrographen, auf deutsch die Gesteinskundigen, durch Druck und Hitze zähflüssig, und darum schwimme die festere aber leichtere sialische Schicht gewissermaßen in der schwereren und nachgiebigen simaischen.

„Ist das nicht wieder eine unbehagliche Vorstellung, daß wir mit einem Erdstück schwimmen wie auf einer Eisscholle im Meer?“ fragte der Löwenwirt etwas zaghaft.

Der Hinkende lächelte: „Das ist nicht ängstlicher, als das Leben auf dieser Erde überhaupt »gefährlich« ist, wenn Ihr so wollt. Doch nun kommt Antwort auf Eure Frage, Bachhuber:



Der Postagent wiegt auf der Paketwaage die Erde ab.

im Sima, unter der eigentlichen Erdkruste, sucht man heutzutage die Ursache der Erdbeben; wenigstens gefällt dem Hinkenden diese Anschauung von den vielen Theorien, die aufgestellt worden sind, am besten; hier in dieser Schicht finden wahrscheinlich Bildungen und Umwand-

lungen von Kristallen in größtem Maßstab statt; dabei treten Vergrößerungen, Zerreißen, Stöße auf, von ungeheuren Kräften hervorgerufen; auch Strömungen setzen ein; und alle diese Vorgänge rufen Spannungen in der darüber liegenden starren Erdkruste hervor, die sich dann in Erdbeben lösen und äußern.“

Der Bachhuber sagte nur, „Aha!“ und suchte ein sehr verständnisvolles Gesicht zu machen; man sah ihm an, wie er noch dabei war, die Schilderung des Hinkenden sich klar zu machen. Aber währenddessen fragte schon der Barbier mit seinem beweglichen Verstand weiter: „Aus diesem — wie sagt Ihr? — Sima kommt wohl auch die Lava?“

„Nein, wahrscheinlich nicht,“ entgegnete ihm der Hinkende, „sondern man nimmt an, daß sie aus Nestern feuerflüssigen Magmas stammt — so nennt man den glühenden und geschmolzenen Gesteinsbrei von etwa 1500 bis höchstens 2000 Grad — die sich in der eigentlichen Erdkruste erhalten haben, und zwar deshalb, weil sich mit dieser Anschauung die meisten Erscheinungen bei Vulkanen am ungezwungensten erklären lassen, so z. B., warum ein Vulkan ruhig bleibt, wenn sein naher Nachbar sich rührt, oder warum jeder Lava einer anderen Art von sich gibt, auch wenn sie nahe beieinander liegen. Doch wir müssen noch einmal zu den Erdbeben zurückkehren. So wie vorhin geschildert, entstehen vermutlich nur die allergroßartigsten von ihnen, wenn man so sagen darf; denn die Ursachen der Erdbeben können sehr verschieden sein; die häufigen und schwachen Beben in unserer Gegend haben wahrscheinlich einen andern Grund. Wie ihr wißt, ist die Erdrinde durch die Abkühlung nach dem Weltraum zu, die zweifellos stattfindet, wenn auch ihre Wirkung nicht ganz so groß ist, wie man noch vor kurzem annahm, und durch die dadurch eingetretene Schrumpfung in sich zerbrochen und durch die Einwirkung der Kräfte aus dem Erdinnern zerstückelt; die einzelnen Teile aber sind verschieden schwer und verschieden belastet.“

„Natürlich, man kann sich denken, was für eine Last ein Gebirge wie die Alpen etwa ist, im Vergleich zu einer Ebene“, meinte ganz überlegen der Löwenwirt.

„Zehlfach, gerade das Gegenteil hat sich herausgestellt; Ebenen sind im allgemeinen als Ganzes schwerer als Gebirge“, erklärte daraufhin der Hinkende. Der Postagent aber meldete sich jetzt mit einer Frage, die ihn schon die ganze Zeit beschäftigt hatte: „Wie kann man denn solche Erdstücke abwiegen? Das wollte ich schon vorhin fragen, als Ihr vom spezifischen Gewicht sprachet, der Erdrinde und des Erdkerns? Mit meiner Paketwaage ginge es ebensowenig wie mit der Briefwaage des Postamts!“



„Für diese Zwecke haben die Physiker besondere Waagen mit Pendeln und Kugeln konstruiert, ohne Gewichte und von äußerster Empfindlichkeit“, wußte der Hinkende zu antworten, „aber genauer möchte ich sie euch heute nicht erklären, sonst kommen wir mit den anderen Fragen nicht zu Ende. Drum hört davon weiter! So wie jedes Stück Holz, wenn es auf Wasser schwimmt, je nach seiner Schwere mehr oder weniger tief eintaucht, das Eichenholz z. B. tiefer als Pappel- oder Tannenholz oder als gar ein Stückchen Kork, so streben auch die einzelnen Schollen des Sial der Erdrinde die richtige Eintauchtiefe in das Sima an, und bei jedem Ruck, den sie nach oben oder unten tun, bebt dann die Erde — um von den Beben, die die Vulkane oder das Zusammenstürzen unterirdischer Höhlen hervorrufen, ganz zu schweigen.“

„Ja, das verstehe ich nun ganz gut“, beteiligte sich der Barbier eifrig am Gespräch, „und darum sind die Erdbeben auch so häufig, weil die richtige Lage in der zähen Masse drunter nicht mit einem Ruck erreicht werden kann.“

„Gewiß, zumal das Sima zehntausendmal zäher ist als Siegellack bei gewöhnlicher Temperatur“, ergänzte noch der Hinkende und fuhr dann fort: „Und warum ist wohl hier bei uns der Schwarzwald und drüben der Wall der Vogesen, dazwischen aber die Rheinebene —“

„Mit 300 Kilometer Länge und etwa 30 Kilometer Breite“, schaltete der Lehrer ein —

„Diese Frage können wir unserem Schneider naz jetzt einigermaßen beantworten: die beiden Gebirge, die einander so nahe und im inneren so ähnlich sind, bildeten früher einmal eine einheitliche Hochfläche, von dieser aber ist die Mitte eingesunken, 2000 Meter tief, wie bei einer einstürzenden Brücke oder einem einfallenden Gewölbe, von dem noch die Pfeiler seitlich stehen bleiben; und die Ebene dazwischen senkt sich immer noch weiter, denn sie wird ständig mehr mit Geröll und Gesteinschutt durch die Flüsse belastet, umgekehrt steigen die Gebirge, denn sie werden dauernd leichter, wenn das auch wohl nicht der einzige Grund dafür ist. Welches aber die letzte Ursache des ganzen Vorgangs ist, vermag ich euch auch nicht zu sagen, ob etwa unteritalische Vorgänge oder die Entstehung der Alpen.“

„Ich denke, die Alpen sind ein Faltengebirge, das sich wie eine Kruxel an einem schrumpfenden Apfel gebildet hat, weil die Erstarrungsrinde dem

sich abkühlenden und deshalb kleiner werdenden Kern der Erde sonst zu weit geworden wäre; so habe ich es bis jetzt wenigstens immer erklären hören“, jagte der Bürgermeister; „wie aber hängt damit der Grabenbruch am Oberrhein zusammen? So nennt man doch wohl die merk-



Die Alpen werden aufgefaltet, weil Afrika gegen Europa drängt.

würdige Erscheinung des schmalen Streifens Ebene hier mitten im Gebirge.“

„Damit ein Gebirge wie die Alpen aufgefaltet wird, das in Deutschland tausend Kilometer weit, von Köln nach Königsberg reichen würde und fast so breit wie die Strecke von Basel bis Mannheim ist, sind natürlich ungeheure Schubkräfte nötig; und diese hat nach den bisherigen Anschauungen, da habt Ihr recht, die Schrumpfung der Erde geliefert, die außer den Alpen auch die anderen großen Faltengebirge in Asien, Amerika und Nordafrika hervorgebracht hat (und nebenbei auch die Gebirgsfalten, deren Reste im Schwarzwald und in den Vogesen aus viel älterer Zeit drinstecken). Aber seit man weiß oder, besser gesagt, ausreichenden Grund hat zu vermuten, daß die Alpen, wieder eben ausgebreitet, etwa das achtfache ihrer heutigen Breite an Fläche einnahmen, da versagt die Schrumpfungstheorie, die sonst so wohl begründet schien, und man muß sich nach anderen Ursachen für die Faltung umsehen. Und da kommt uns eine neuere Vorstellung zu Hilfe, die auch auf der Annahme beruht, daß die Erdkruste auf der plastischen, d. h. bildsamen Unterlage schwimmt; es sollen nämlich nicht nur kleine Schollen sich heben und senken, um ihre richtige »Eintauchtiefe« zu finden, sondern ganze Erdteile, wie Eisberge im Meer, schwimmend sich bewegen.“



„Das ist lustig, wenn schon die Erdteile nicht mehr fest an ihrem Platz auf dem Erdglobus sind; da wandern am Ende auch alle Inseln“, spakzte der Postagent.

„Glücklicherweise gehen diese Bewegungen nur langsam vor sich. Grönland, nebenbei gesagt, die größte Insel auf der Erde, »schwimmt« jedes Jahr nur wenige Meter westwärts, wenn die Beobachtungen einwandfrei sind. Sind sie es aber, dann liefern diese Bewegungen ganzer Erdteile Druckkräfte, die Gebirge emporpressen können, und dann sind die Alpen aufgefaltet, weil Afrika gegen Europa gedrängt wurde, und vielleicht — ich sage ausdrücklich vielleicht — hat auch der Einbruch der Rheinebene dieselbe Ursache, nämlich solche tiefgreifenden Schollenbewegungen, deren tiefster Grund noch nicht sicher erkannt ist.“

Nachdem der Hinkende so die Frage des Bürgermeisters beantwortet hatte, wandte er sich fragend dem Maurerpolier zu: „Was für eine Frage habt Ihr nun noch aufgespart?“

„Ich hätte gerne noch etwas mehr von dem Teil der Erde erfahren, den Ihr Erdkruste nennt; denn aus ihr holen wir doch das Material zu unseren Bauten. Drum wollte ich Euch eigentlich danach fragen, wie unsere verschiedenen Sorten von Steinen, die wir hauptsächlich verwenden, entstanden sind. Aber nun möchte ich zunächst lieber wissen, ob man irgendwo die ursprüngliche Erstarrungskruste, von der vorhin gesprochen wurde, sehen kann.“

Der Hinkende schüttelte den Kopf: „Nein, sie ist in den uns zugänglichen Schichten der Erdkruste nicht mehr vorhanden, sondern es finden sich überall als unterste Unterlage nur umgewandelte Gesteine. Denn in den langen Zeiträumen seit der Bildung der ersten Erstarrungskruste sind diese damals neugebildeten Massen gleich von außen her durch Wind und Wetter, Wasser und Eis zerstört und abgetragen, von

innen her von neuem von feuerflüssigem „Magma“ durchbrochen und überflutet, durchtränkt und umgeschmolzen worden. Durch diese Vorgänge, zu denen noch Hebung und Senkung, Faltung, Ueberflutung und Wiederauftauchen hinzukommt, sind die uns bekannnten Gesteine entstanden, und damit beantwortet sich auch Eure andere Frage. Man unterscheidet die aus Feuerfluß entstandenen, wie Granit und Porphyr — ihr kennt sie am harten, unregelmäßigen, kristallinischen Gefüge — von den meist weicheren, regelmäßig geschichteten wie etwa dem Sandstein, die Wind und Wasser aus den Trümmern der vulkanischen gebildet haben. 95 Prozent der Erdkruste besteht

aus ehemals vulkanischen Gesteinen und von ihnen umgewandelten Ur-schiefern; sie bilden die Unterlage der Ebenen und die Kerne der Gebirge; und nur 5 Prozent aus den Trümmer- oder Sedimentgesteinen. Aber eine aufbauende Kraft unserer Erde haben wir noch gar nicht erwähnt: die Lebewesen. Tiere und Pflanzen haben mächtige Gesteinsmassen aufgeschichtet: denkt an die riesigen Korallenriffe, die die kleinen

Korallentierchen aus der Tiefe der Weltmeere zu vielen hundert Metern Höhe aufgebaut haben; solche ungeheure Bildungen stecken als Rückgrat vielfach in unseren Kalkgebirgen drin. Andere Kalkberge bestehen durchweg aus den Schalen von Muscheln oder Ammonshörnern; ja man kann sagen, daß fast aller Kalk, der zur Ablagerung gekommen ist, durch den Körper von Tieren hindurchgegangen ist. Und denkt an die winzigen Kreidetierrchen, die mit der ungeheuren Zahl ihrer Schälchen die mächtigen Schichten und Felsen der Kreide, etwa auf Rügen, an Englands Küste oder in der Champagne hervor-gebracht haben.“

„Ist meine Kreide auch so entstanden?“ fragte der Schneider naz wißbegierig dazwischen. „Nein, die Schneiderekreide ist eine Art Speck-



„Versteinerungen habe ich ab und zu im einen oder anderen Acker gefunden“, berichtete der Bachhuber, „die Flugfahar bringt manche seltsam geformte Schnecke oder Muschel mit herauf.“



stein, ohne Mitwirkung von Lebewesen ist sie durch Einwirkung heißer Quellen, die Magnesia enthalten, aus quarzhaltigen Mineralien entstanden", nahm der Lehrer dem Hinkenden die Antwort ab. Dieser aber fuhr fort: "Und dann wollen wir uns an die Leistungen der Pflanzen erinnern, die Stein- und Braunkohlen hervorgebracht haben, diese unsagbar wertvollen Schätze, von denen unser Leben in so weitem Maße abhängig geworden ist. Wo aber nicht die ganzen Schichten aus Tier- und Pflanzenresten bestehen, da sind als Zeugen des Lebens in den Schichtgesteinen wenigstens mehr oder weniger häufige Versteinerungen zu finden." —

"Nach ihnen habe ich eigentlich auch fragen wollen", meinte nun der Maurerpolier.

— "Dabei sind es nicht nur die harten Teile der Tierkörper, die Knochen und Schalen, die uns erhalten geblieben sind, häufig sind auch Abdrücke von

Weichteilen feinsten Art und Kriechspuren erhalten, wenn nur der Sand oder der Ton Schlamm weich genug war und auch wieder schnell genug sich verfestigte."

"Versteinerungen habe ich schon ab und zu im einen oder anderen Acker gefunden", berichtete der Bachhuber, "die Pflugschar bringt manche seltsam geformte Schnecke oder Muschel mit herauf."

"Jetzt sind wir wieder ganz außen auf der Erde angelangt", sagte ganz befriedigt der Barbier, der lange geschwiegen hatte.

"Gewiß, so ist's, wir haben in Gedanken unseren Erdball aufgebaut von innen her bis zu der äußersten Schicht, deren Bearbeitung der Menschen Aufgabe und Schicksal ist. Denn, wer nicht sät, erntet nicht."

Damit schloß der Hinkende seine Rede und überließ seine Gefährten weiterhin ihren alltäglichen Gesprächen und Gedanken.

## Das Gewissen.

Von Anna Schieber.

In den ersten Jahrzehnten nach dem siebenziger Krieg betrieb in einem größeren Marktstücken eine Witwe den hinterlassenen Besitz ihres Mannes, eine Kundenmühle. Sie war nicht in schlechten Verhältnissen, aber auch nicht in solchen, die es ihr ermöglicht hätten, dem geschäftlichen Aufschwung jener Zeit folgend, ihr Anwesen so zu vergrößern und auf die neue Art einzurichten, daß es sich rentierte, wie die Kunstmühlen, die damals aufkamen.

Die Bauern brachten ihr Korn; es wurde gemahlen, das geschah mit einer mäßigen Wasserkraft, manchmal konnte nicht gemahlen werden, wenn es lange nicht geregnet hatte und der schmale Fluß so seicht war. Sie holten das Mehl wieder ab, wenn es fertig war; die Kleie brauchten sie zum Schweinesutter oder für die Gänsemast; es gab ein bescheidenes Einkommen, das immer genügt hatte, das aber nach den jetzigen Verhältnissen zu klein war.

Die Kunstmühlen richteten Dampfkraft ein, kauften große Mengen Getreide durch besondere Aufkäufer in Kornreichen Gegenden ein, arbeiteten mit großem Umsatz und besuchten durch eigne Reisende die Bäcker in den Städten. Sie kamen zu Wohlstand und waren wie die Fabrikanten angesehen, deren Gründungen wie Pilze aus dem Boden wuchsen. Sie waren zum großen Teil strebsame Handwerker gewesen, die, dem Zuge der Zeit folgend, sich mit eignem oder geliehenem Kapital vergrößert hatten und nun schnell voran kamen. Die Müllerin sah verschiedene ihrer alten Bekannten reich und vornehm werden; sah sie in schönen Häusern mit kunstvoll angelegten Gärten wohnen und in modischen Kleidern mit leichten

Pferden in Kutschen fahren, während sie selber nur hie und da mit ihren schweren Müllergäulen im offenen Wägelchen über Land fuhr. Es ging damals vielen so: es war die Frage, ob man den Aufschwung mitmachte oder, wenn das nicht der Fall war, unter die Räder kam. Die kleinen Betriebe lohnten sich nicht mehr.

Bald kam die Eisenbahn in die Gegend. Das Pferdehalten war auch nicht mehr lohnend, es kam zu teuer; man mußte rechnen können, um auszukommen. Die Müllerin war eine strebsame Frau, sie war energischer und rascher, als der Mann gewesen war. Als er starb, konnte man sie noch eine Frau in den besten Jahren heißen. Ihr ältester Sohn war noch ein Schüler, als er den Vater verlor; nach ihm kamen noch zwei Kinder, eine Schwester und ein kleiner Bruder. Die Mutter hing am meisten an ihrem Ältesten, den hätte sie gern auch groß und vornehm gesehen. Sie besann sich viel hin und her, wie es anzugreifen sei, daß das Geschäft den neuen Aufschwung mitmachen könne. Aber es fehlte das Kapital dazu. Ihr eigenes Vermögen war zu klein, auch hatte der Vormund das Vatergut der Kinder in den Händen, und der war ängstlich und hielt es unter Verschuß.

Die Mutter redete oft mit dem künftigen Müller über die Sache. Der sagte: "Warte nur, bis ich volljährig bin; ich will die Geschichte dann schon in Schwung bringen." Es war wie ein Spielzeug für seine Gedanken; er malte sich aus, wie das neue Haus aussehen müsse und welche Art von Einrichtung die neue Mühle, die er bauen werde, habe. Er lernte die technischen Ausdrücke kennen und wollte nur noch Stiefel



mit hohen Rohren tragen, denn solche hatte er bei dem Sohne eines Kunstmüllers in der nächsten Stadt gesehen, der darin wichtig und breitpurig einherging. Für die Mutter war es aber kein Spiel: die Mühle war ausbesserungsbedürftig. Das große Rad mußte gründlich erneuert werden; der Mühlkanal war zu breit und zu wenig tief, den hatte schon der Mann umbauen lassen wollen. Der Schornstein des Wohnhauses sollte von der Baupolizei aus einen neuen Aufsatz bekommen, er war feuergefährlich.

Das alles kostete viel Geld, und es kam nichts dabei heraus.

Die Frau ging oft in schweren Gedanken, denn es nützte nichts, die Ausbesserungen machen zu lassen, wenn nachher dann doch die alte Geschichte war: die Mühle lohnte nicht mehr.

Sie hielt sich wohl für fähig, ein Geschäft zu leiten, das nach den neuen Anschauungen geführt wurde. Sie konnte einen Kaufmann anstellen, aber die Augen dachte sie dennoch über allem zu haben; es mußte ja nur so lange gehen, bis der Sohn imstande war, das Geschäft zu führen. Er mußte alles lernen, was dazu gehörte; Bildung war nötig, um voran zu kommen. Wenn es aber gar zu lange dauerte, so war die Konkurrenz gar zu groß, die Zeit war jetzt reif.

Manche Nacht lag die Frau schlaflos und dachte sich aus, wie es zu machen sei. Einmal stand sie mitten in der Nacht auf, um einige Papiere nachzusehen, die in einer Mappe ihres Mannes lagen. Dabei kam ihr die Feuerversicherungs-urkunde in die Hand. Sie war verhältnismäßig hoch; es hatte damals Streit zwischen den Eheleuten gegeben, als der Mann darauf bestanden war, sie zu erhöhen.

„Eine Mühle ist eine leicht brennbare Sache“, hatte er gesagt, „man will ja keinen Brand fürchten, aber wenn das Schicksal es wollen sollte, so ist man dann doch nicht gleich in der Not, wenn man eine ordentliche Beihilfe zum Wiederaufbau hat.“ Die Frau hatte damals das schöne Geld gedauert, das man jedes Jahr für die Versicherung bezahlte, aber sie hatte sich dann gefügt. „Ich will ja nicht schuldig sein, wenn etwas passiert“, hatte sie gesagt.

Nun hatte sie in der Nacht das Papier in der Hand und sah es wieder und wieder an. Die Versicherungssumme stieg vor ihr auf, sie sah das Geld auf dem Tische liegen; sie sah es, wie man damals auszahlte, in großen Silber- und auch Goldstücken. Damit konnte man bauen mit den neuen Einrichtungen; das Vermögen, wenn es auch nicht groß war, half noch dazu.

Sie erschrak plötzlich über ihre Gedanken. „Du großer Gott, ich bin ja doch keine Brandstifterin“, dachte sie. „Ich werde doch mit Ehren in die Grube fahren.“ Eins der Kinder hatte die Mutter aufstehen gehört und kam schlaftrunken heraus, sich die Augen wischend. Sie trug es

wieder in sein Bettchen und kam dann noch einmal in die Stube, verschloß das Pult und legte sich schlafen. Aber es war ein Funken in ihre Seele gefallen. Zimmer wieder kehrte der Gedanke an die Versicherungssumme zu ihr zurück.

Sie wollte sich befreien. Sie sah das Formular bei Tage wieder an. „Was man doch in schlaflosen



Eins der Kinder hatte die Mutter aufstehen gehört und kam schlaftrunken heraus.

Nächten für Gedanken haben kann“, dachte sie. „Es sitzt gewiß mancher im Zuchthaus, der es gar nicht begreifen kann, wie es geschehen konnte, daß er eine schlimme Tat tun mußte.“ Sie verschloß das Papier wieder, sie wollte es nun nicht mehr ansehen.

Es kam ein heißer und gewitteriger Sommer, in dem in der Umgegend mehrere Feuersbrünste durch Einschlagen des Blitzes vorkamen. Die Müllerin spürte einen heimlichen Reiz auf die Abgebrannten, die doch nicht genug wehflagen konnten. Sie kam sich fast als benachteiligt vor, denn sie meinte, sie hätte es nötiger gehabt als die anderen, die keinen Neubau brauchten.

Es ging eine Zeit dahin. Die Gewitter hatten aufgehört, und die Herbststürme segten das welke Laub von den Bäumen das Tal hinunter. Die Müllerin ging eines Abends aus dem Hause; sie besuchte hie und da die Versammlung einer religiösen Sekte, die sich seit einiger Zeit in dem Marktsteden aufgetan hatte. Seit sie von der inneren Unrast umgetrieben war, hatte sie das Bedürfnis, ihr Gemüt in der Gemeinschaft mit anderen zu beruhigen. Sie war allein daheim. Die beiden jüngeren Kinder waren in den Herbstferien bei Verwandten in der Stadt, wo



der Aelteste zur Schule ging. Sie schloß das Haus hinter sich zu und legte den Schlüssel auf den Sims des Stallfensters, wo ihn der Knecht beim Heimkommen finden sollte. Er mußte wohl bald kommen, sie hatte ihm das Nachtessen auf den Küchenherd gestellt, weil die Magd zu einer Hochzeit ins Nachbardorf gegangen war. Das war eine Seltenheit, daß das Haus ganz leer stand, immerhin konnte es vorkommen. Es war ja nicht auf lange.

Die Müllerin ging um das Haus herum, ihr Weg führte über den schmalen Steg, der den Mühlkanal überquerte. Als sie mitten auf dem Steg war, wandte sie sich noch einmal um, denn es war ihr gewesen, als ob ein Fenster schlage, auch roch es nach Rauch.

Der Rauch kam aus dem Garten; es hatte am Tage ein Tagelöhner darin gearbeitet. Er hatte Kartoffeln ausgenommen und mit dem Kraut ein Feuer angezündet. Das Feuer schien ihm wohl ausgebrannt zu sein; er deckte es mit Asche zu. Nachher legte er noch Stengel von abgenommenen Sonnenblumen und anderen Stauden darauf, die er vielleicht am anderen Tage auch verbrennen wollte; es war da noch vieles zu tun. Nun hatte der Wind die Asche weggeweht und die Funken, die noch unter der Asche lagen, neu angefacht. Er wurde immer heftiger, er trieb starke Rauchwolken auf. Sie zogen gegen das Haus hin und es waren Funken darin, die sich ständig vermehrten. Das Fenster schlug auch wieder, es war keine Täuschung gewesen; es war das Fenster zu dem Raum, in dem die vollen Mehlsäcke aufgespeichert lagen.

Die Frau tat unwillkürlich einige Schritte gegen das Haus zu. Denn die Funken konnten leicht in den Raum mit den Mehlsäcken fliegen, sie mußte das Fenster zumachen. Dann blieb sie wieder stehen; sie kämpfte mit sich. Sie wurde hin und her gezogen, aber nach einer kleinen Weile kehrte sie sich um und ging ihres Weges weiter. Unterwegs war sie in einem sonderbaren Zustand. Sie dachte: „Nun kann das Haus verbrennen, es kann sehr wohl sein, daß es verbrennt. Ich bin dann schuldig, aber getan habe ich doch nichts dazu. Die Kinder sind nicht daheim, auch sonst niemand. Die Gänse sind mit dem Knecht unterwegs, die Magd ist auch nicht da. Es ist, als ob es so sein sollte.“

Sie verwirrte sich. Sie dachte: „Vielleicht ist es Gottes Wille, daß es geschehe. Ich hätte nur den andern Weg gehen sollen, der durchs Dorf und nicht über den Steg führt, dann wäre alles ohne mich gegangen. Ich will es nun gehen lassen, wie es geht. Vielleicht verweht der Wind die Funken und den Rauch, ohne daß etwas geschieht, dann soll es auch recht sein.“

Sie kam in der Versammlung an, die Leute ehrten es, daß sie bei all dem Wetter gekommen

sei; man sehe, daß ihr etwas an Gottes Wort liege. Die Müllerin sah und hörte nichts von allem, was vor sich ging. Sie horchte nur, ob nicht Feuerlärm ertöne oder das Geläute der Sturmglocke.

Die Versammlung dauerte lange, es waren zwei auswärtige Redner da. Es wurde gebetet und gesungen. In den Schlußchoral hinein klang auf einmal das Horn des Feuerwehrrufers, der die Männer zu Hilfe rief. Es übergellte das Lied und auch den Sturm, der draußen an den Läden und Fenstern rüttelte. Dann setzten die Glocken ein. Die Töne verwehten, es war schauerlich zu hören, wie alles auf den Flügeln des Windes getragen wurde: das Rufen des Hornes, das Läuten, das Schreien der Leute auf den Gassen: Feuer! — Die Versammelten brachen ihren Gesang ab; einige ließen sich nicht stören. Es kam ihnen unrecht vor, den Vers nicht zu Ende zu singen; das klang dünn und falsch. Die Müllerin hielt auch bis zum Ende durch. Nachher sagten die Leute, sie habe ausgesehen, wie in eine andere Welt versetzt.

Als sie aus dem Versammlungshaus trat, riefen ihr die Menschen auf der Straße zu: „Euer Haus brennt! Die Mühle steht in Flammen!“ Sie schien zu wanken, ging dann aber aufrechten Schrittes heim. Sie erwiderte kein Wort auf jede Anrede. Das war verständlich, andere hätten geschrien und geweint, aber man sah, daß sie ein festes und aufrechtes Weib sei. „Ein gottesfürchtiges“, sagte der Oberste der Sekte, als er es hörte.

Es geschah nun alles, was man in solchen Fällen tun kann. Die Feuerwehren der benachbarten Orte kamen der eigenen zu Hilfe. Wer helfen konnte, tat es. Männer und Weiber taten ihr mögliches mit Wassererschleppen und an der Spritze. Aber es war zu spät. Der Wind ließ nicht ab, und das Feuer flammte lichterloh gen Himmel. Der Knecht kam mit dem Wagen und den Gäulen an, er führte sie in einen fremden Stall und jammerte immer, daß ihm sein Sparassenbuch und seine Kleider verbrennen, er sei nicht versichert. Die Müllerin sagte hart: „Nimm dich zusammen. Was dir verbrennt, das ist mir verbrannt. Es geht jetzt um mehr.“ Das respektierten die Leute. Die Müllerin war doch um und um zu achten.

Der Tagelöhner, der das Kartoffelfeuer angemacht hatte, war auch da. Er versicherte aufs Beste, er habe das Feuer ganz ausbrennen lassen und noch mit Asche zugedeckt, er sei nicht schuldig. Daher sah man, wie es etwa zugegangen sein mochte. Gegen einen solchen Sturm, der noch das leise Fünklein anfachte, war der Mensch machtlos. Es war aber ein bestimmtes Zeugnis, daß es sich um keine vorsätzliche Brandstiftung handeln konnte, wie man sonst vielleicht gemutmaßt hätte.



Die Mühle brannte bis auf den Grund nieder. Sie wurde mit der Versicherungssumme neu aufgebaut mit neuen Einrichtungen. Die Müllerin nahm noch Geld auf, das sie auf die neuen Gebäude und Maschinen leicht geliehen bekam. Sie nahm einen Geschäftsführer an, der bis zur Selbständigkeit des jungen Müllers die Sache leiten sollte. Die Frau war aber selber in allem mit drin, sie schenkte sich keine Mühe und war in aller Munde als eine wackere und groß angelegte Frau; sie hatte ja auch tüchtige Kinder, die etwas rechtes wurden.

Man konnte aber auch wohl sehen, daß die Heimjuchung, wie es die Leute hießen, einen tiefen Eindruck auf sie gemacht habe; sie wurde noch viel mehr als zuvor ein eifriges Glied der Gemeinde. Sie stiftete ein Taufbecken, als die Kirche des Ortes renoviert wurde; aber sie gab auch Beiträge für die Sekte, die sich ein kleines Kapellchen baute. Sie sagte, man dürfe nicht so eng sein; eine Kirche sei so gut wie die andere, man müsse nur den Glauben haben. Da hatte sie nun Freunde auf beiden Seiten und freilich auch Gegner, denn sowohl die einen als die andern fanden es wäre besser, sich ganz für eine Seite zu entscheiden. Aber Gegner zu haben, das war auch eine achtbare Sache.

So wurde die Müllerin unter guten Verhältnissen älter. Die Tochter verheiratete sich jung in die nächste Stadt; der ältere Sohn übernahm die Mühle, die einen steigenden Gewinn abwarf. Er hatte eine gute Frau, munter, gesund und von guter Bildung, mit der er friedlich lebte, es war alles im Lot. Die Mutter wohnte im oberen Stock der Mühle, und die Kinder kamen viel zu ihr herauf. Der jüngste Sohn studierte die Rechtsgelehrsamkeit und brachte der Mutter eines Tages eine feine Braut ins Haus, als er das Amt schon erreicht hatte, sodaß nun eigentlich nichts mehr fehlte an allem, was sie sich und ihren Kindern schuldig zu sein glaubte. Aber als sie die Rechnung solcher Gestalt in Richtigkeit zu haben meinte, kam ihr eine von anderer Seite zu, die sie seither im Verschluß gehalten hatte wie damals die Feuerversicherungsurkunde. Sie wußte wohl davon, aber sie wollte sie lieber nicht sehen, denn sonst gab es unruhige Nächte und Tage.

Es wohnte an dem halbsteißen Hang hinter der Mühle drüben über dem Kanal ein alter früherer Tagelöhner, der seine guten Jahre in Lohn und Dienst des Müllers verbracht hatte und schon lange an einem gichtischen Leiden krank lag. Er war schon damals, als der Brand ausbrach, krank gewesen, da hatte er noch hie und da aufstehen und am Fenster sitzen können. Das war aber jetzt schon lange vorbei. Nun hieß es, daß es bei ihm zu Ende gehe. Die Müllerin hatte ihm oft Stärkungsmittel geschickt, wie sie das bei vielen Kranken tat. Besucht

hatte sie ihn schon lange nicht mehr. Nun ließ der Kranke ihr sagen, sie möchte doch kommen, er werde bald sterben, und er möchte sie noch einmal sehen.

Sie ging zu ihm. Er lag in seiner Kammer, er hatte eine Baise bei sich, die ihn pflegte. Er schickte die Baise hinaus, er habe mit der Müllerin etwas zu reden. Dann sagte er:

„Ich habe heute das heilige Abendmahl genommen. Vielleicht haben Sie den Pfarrer ins Haus gehen sehen. Da wollte ich Ihnen sagen: Ich habe ja natürlich gebeichtet, man hat allerlei auf dem Herzen, wenn es so ans Letzte geht. Und da habe ich mich auch besonnen, ob ich es sagen muß, daß ich damals, als Ihre Mühle abbrannte, gesehen habe, wie die Funken zum offenen Fenster hineinflogen und wie das Feuer entstanden ist. Es war niemand um den Weg, aber ich hätte vielleicht doch mit aller Kraft jemanden errufen können, wenn es in mir hätte sein müssen. Aber ich habe dann zugesehen, wie die Frau“ — so nannte das Gefinde die Müllerin immer — „über den Steg gegangen ist und alles gesehen hat, und ich habe dann gedacht, daß es für mich eine Sache zum Beschweigen sei und habe nichts verlauten lassen. Jetzt vor dem Abendmahl ist es mir wieder gekommen; so vor dem Tode, da kommt alles wieder und ich habe es mit mir ausgemacht, daß es keinen Wert für mich habe und auch für niemanden sonst, wenn ich jetzt noch rede. Ich habe gedacht: die Frau muß ja auch einmal sterben, laß sie ihre Sache selber ausmachen, du kannst es ihr ja doch nicht abnehmen. Das wollte ich sagen, damit die Frau weiß, ich habe dem Pfarrer nichts gesagt von der Sache. Denn die Frau wird ja gesehen haben, daß ich damals am Fenster gewesen bin und zugesehen habe.“

Der Kranke legte sich zurück, den er war am Ende mit seiner Kraft; er schloß die Augen und atmete hart. Die Müllerin saß noch eine Weile auf dem Stuhl am Bett und rührte sich nicht. Als die Baise nach einiger Zeit wieder eintrat, weil ihr die lange Stille in der Kammer auffallend war, erschraf sie, so verfallen sah die starke und gesunde Frau aus. Sie fragte, ob sie der Müllerin wohl einen Schluck Brantwein anbieten dürfe; er sei selbstgebraunt und tue dem Herzen gut. Sie sei wohl vor dem Tod erschrocken, denn der stehe dem Kranken ja in den Augen.

Die Müllerin nippte an dem Glase, das die Baise herzubrachte. Dann ging sie aus der Stube und aus dem Hause.

Sie ging nicht in die Mühle zurück, sondern stieg auf die Anhöhe hinter dem Mühlkanal, von der aus man einen weiten Rundblick über das Tal hin hatte. Dort oben war eine Bank, auf die sie sich setzte. Sie überdachte, was der Kranke gesagt hatte. Am meisten war ihr ans



Herz gegangen, daß er darum geschwiegen hatte, weil „sie ja doch selber sterben müsse und ihr niemand das abnehmen könne“. Das war richtig, es war etwas unentzerrbares.

Sie hatte immer für eine fromme Frau gegolten, vielleicht hatte sie sich auch selber dafür gehalten. Ihre Pflichten gegen die Kirche hatte sie auch stets erfüllt. Aber es fiel nun plötzlich über sie hinein: an Gott hatte sie nie im letzten Ernst gedacht. Das wachte nun auf. Wenn der Tod kam, so mußte sie vor ihn hintreten, es gab da nichts zu verwischen und abzuschließen. Es war aber jetzt die Frage, was zu geschehen habe. Der Tagelöhner starb wohl heute oder morgen. Sie wußte seit einer Stunde, daß da ein Mitwisser sei. Der ging aber jetzt aus der Welt fort, und dann war wieder alles wie zuvor. Aber es war auch alles ganz anders. Denn der Tod kam unweigerlich auch an sie heran, und sie mußte ihn bestehen. Vielmehr sie mußte sich mit dem auseinandersehen, was dann kam. Oder eigentlich: sie mußte sich schon heute mit dem auseinandersehen, was war. Sie wußte jetzt: sie hatte es immer weggeschoben, aber das ging nun nicht mehr an. Es war wach und ließ sich nicht mehr geschweigen.

Sie durfte nicht heimgen, ehe sie wußte, was zu geschehen hatte. Aber als sie lange auf der Bank gesessen war, stand sie dennoch wieder auf, ohne einen anderen Entschluß als den, die ganze Sache weiter mit sich herumzutragen. Denn sie konnte doch nicht ihre Kinder mit dem belasten, was sie getan hatte. Es hatte auch keinen Wert, wenn sie zu einem Richter ging und ihm sagte, daß sie den Brand hätte verhüten können, es jedoch nicht getan hätte. Er würde ihr sagen, daß sie nicht strafbar sei, da man Gedanken nicht strafen könne und da man ja nicht habe wissen können, ob ein Brand ausbreche oder nicht. Er konnte nicht wissen, daß sie die Mühle ungezählte Male angezündet hatte — in Gedanken! Und daß der Brand von ihr heraufbeschworen sei — in Gedanken. Zum Pfarrer hätte sie auch gehen können. Aber der Pfarrer, das war der Verwalter der Religion; er konnte nichts anderes tun, als ihr im Namen der Kirche vergeben, und sie wußte, daß sie zu klar sei, als daß sie dadurch befreit werden würde.

Sie ging etwas gebeugt, wie ein Mensch, der eine Last aufgeladen bekommen hat. Das blieb von dem Tage an so; die Kinder sagten zu einander, daß die Mutter doch alt werde. Sie

ehrten sie, wie man ein Kleinod ehrt und das um so mehr, je mehr die Mutter sich in einer Atmosphäre von leiser Traurigkeit bewegte, die zugleich eine Atmosphäre von unendlicher Hilfeleistung gegen alle Armen und auch gegen alle Mißglückten war. Sie trat einem Verein für



Die Müllerin saß noch eine Weile auf dem Stuhl am Bett und rührte sich nicht.

entlassene Strafgefangene bei, der den Ausgestoßenen wieder zu einem menschenwürdigen Dasein verhelfen wollte. Da gab sie Beiträge und besuchte sogar die Strafanstalt des Landes, um zu sehen, worin sie tatsächlich helfen könne. Der Sohn, der die Mühle betrieb, fand zuweilen, daß die Mutter es ein wenig weit treibe mit dem Geben. Er meinte, es sei eine Form von Altersschwäche und besann sich, ob er nicht doch irgend einen Kiegel vorschieben müsse.

Aber er brachte es dann doch nicht über's Herz, denn die Mutter hatte ja den Wohlstand des Hauses herbeigeführt durch eigene Tüchtigkeit, wenn ihr auch der Brand freilich dabei geholfen hatte. So kam der sechzigste Geburtstag der Müllerin herbei. Die Kinder wollten ihn festlich begehen, schon auch, um die Mutter zu erfreuen, die in letzter Zeit immer mehr in eine Melancholie zu geraten schien. Die auswärtigen Kinder und Enkel kamen am Vorabend an; sie traten am Geburtstagsmorgen als Ueberraschung ins Zimmer. Der Kirchenchor sang vor dem Hause, als die Frau noch in ihrem Schlafzimmer war. Nach dem Frühstück kam der Pfarrer; er trank ein Glas Wein mit den Söhnen, die Enkel kamen mit Blumensträußen und gratulierten; der älteste sagte ein Gedicht auf: „Lieb' immer Tren und Redlichkeit bis an dein kühles



Grab“, das hatte er in der Schule gelernt, und er hatte sich ausgedacht, daß es für den Geburtstag der Großmutter passe.

Die alte Frau ließ alles über sich ergehen. Sie saß in ihrem geschmückten Stuhl mit der Eisenquirlande und zitterte leise, wie die Schwiegertochter bemerkte. Es war wohl etwas viel für sie, aber das mußte nun doch ausgehalten sein. Dann hielt der Pfarrer eine kleine Ansprache. Er sagte, es sei eine seltene Sache, daß eine Witwe so in Ehren und in guten Werken alt werde, mitten unter den Kindern, die sie in Gottesfurcht erzogen habe. Aber das Beste sei, daß sie sich nicht überhebe, sondern demütig geblieben sei, bei aller Veranlassung, gut von sich zu denken. Das sei das rechte Kennzeichen einer Christin, da ja auch der Beste immer noch wisse, vollkommen gut sei er nicht.

Er hatte eigentlich einen Trinkspruch tun wollen, aber es war unvermutet eine kleine Predigt geworden, die freilich nicht Gott, sondern die Geburtstäglerin ehrte. Die Frau sah ein paar Mal aus, als ob sie den Pfarrer unterbrechen wolle, sie beherrschte sich aber, bis er geendet

Ich bin nicht zu rühmen, denn —“ da schwantte sie und wäre wohl umgefallen, wenn nicht der älteste Sohn sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

Die Feier war gestört, alle hatten den Eindruck, daß es zu viel für die Mutter gewesen sei; man nahm die Kleinen aus dem Zimmer, auch der Pfarrer ging weg. Die Kinder blieben da, es herrschte ein Schweigen; man spürte, daß da etwas sei, was nicht nur mit einer körperlichen Schwäche zusammenhinge. Aber niemand wollte anfangen zu reden. Da bat die Mutter um einen Schluck Wein. Sie trank ihn und nickte mit dem Kopfe.

Sie bat die Jhrigen aus der Stube zu gehen, bis auf den Ältesten. Als sie mit ihm allein war, sagte sie: „Das ist mein Abendmahl gewesen, denn ich spüre, daß ich sterben muß, es ist etwas in mir zerprungen, als der Pfarrer mich lobte. Ich habe eine schwere Last mit mir herumgetragen, seit vielen Jahren. Ich wollte sie auch bis zum Ende tragen, aber irgendwo hört es immer auf, daß man nicht mehr kann. Und wenn es nur eine Flaumfeder ist, die dazu kommt, irgendwo hört es auf. Er hätte es nicht tun sollen, dann hätte ich es vollends für mich behalten können. Ich muß ja selber sterben“, — da erzählte sie dem Sohne die Geschichte mit dem alten Tagelöhner und dem Mühlenbrand. Der saß bleich dabei und konnte kein Wort sagen.

Er hätte sie gerne getröstet; er hätte gerne gesagt, daß sie ja nichts getan habe, was menschlich strafbar sei, daß sie das, was sie als Unrecht empfinde, ihren Kindern, ja am meisten ihm selber zuzuliebe in ihr Leben hereingenommen habe. Aber er brachte kein Wort hervor. Er fühlte, wie eine Last sich auf ihn legte. Die mußte er nun weiter tragen. Denn der gute Stand der Mühle und sein gutes Auskommen war doch Raub, und zwar ein solcher, der nun nicht mehr zurückgegeben werden konnte. Er sah plötzlich die Mutter vor sich, wie sie in all den Jahren gesucht hatte, durch Wohlthun ihr Verschulden gut zu machen, und sah auch, daß er das nun weiter fortführen müsse. Es hatte keinen Wert, wenn er die Geschichte noch öffentlich bekannte. Es kam nichts dabei heraus als Geschwätz und ein Makel, der sich auf seine unschuldigen Kinder legte. Er



Paul Kerner.

Da schwantte sie und wäre wohl umgefallen, wenn nicht der älteste Sohn sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

hatte. Dann stand sie auf, sie hielt sich an der Armlehne des Stuhles fest und fing an zu reden, wobei sie bald errötete, bald erblasste. Sie sagte: „Ich habe das alles angehört, und es ist mir eine schwere Strafe gewesen. Sie haben mich gerühmt, das legt mir eine Verpflichtung auf.

fühlte eine große Hochachtung vor seiner Mutter, die viel gelitten hatte, wie er nun sah. Er hätte wohl gewünscht, daß sie das Geheimnis vollends mit ins Grab hätte nehmen können, aber er sah auch ein, daß sie es nicht konnte, als der Pfarrer zu rühmen anfing. Dennoch





Gewitter zur Erntezeit

von Geo Tyroller



war sie nun unbescholten, und das lag schwer auf ihr. Es war eine sonderbare Sache mit dem Leben und mit dem Schuldigsein.

Er saß immer noch stumm da, da sagte die alte Frau: „Ich hätte es dir gerne erspart, aber vielleicht gehört es zu deinem Leben, daß du es tragen mußt. Du wirst ja selbst sehen, wie du es einrichtest, es ist deine Sache von jetzt an. Die Schuld ist nur mein, daran hast du keinen Teil. Ich muß jetzt sterben, Gott weiß, wie er mich aufnehmen wird. Wenn ich bereuen wollte, so war es immer in mir, daß ich ja nicht wisse, ob ich es ein anderes Mal anders machen würde. So bin ich vielleicht gar nicht bekehrt, denn dazu gehört, daß man wünscht,

die Tat nicht getan zu haben. Ich weiß nicht, wie es damit ist, ich weiß nur, daß gewiß nichts zu rühmen an mir ist. Gott wird mich aufnehmen müssen wie ich bin, nur das drückt mich, daß die Menschen mich rühmen werden. Versprich mir, daß du an meinem Grabe nur ein Gebet sprechen lassen wirst, ein Bußgebet. Die Leute sollen denken, was sie wollen. Ich weiß, daß ich nicht besser bin, als irgend ein Mensch, er sei wer er wolle; das ist vielleicht das einzige Gute an mir, daß ich das weiß.“

Sie sah den Sohn an, ob er es verspreche. Der konnte nur nicken, er hatte die Augen voll Wasser. Als er sie getrocknet hatte, sah er die Mutter im Stuhl zusammensinken. Sie war tot.

### In zwölfter Stunde.

Aus den Straßburger Revolutionstagen. Novelle von Erica Grupe-Lörcher.



Wier Schläge in unregelmäßigen Abständen an der hinteren kleinen Gartentür des Hauses?

Euphémie Bürger sprang von ihrer Mäharbeit im Hinterzimmer des Erdgeschosses auf, im stillen wartend, ob der Geliebte käme, und dennoch erschrocken, als sie jetzt sein verabredetes Zeichen hörte. — Sie huschte über die steinerne Diele des Hauses, schob leise aber fest den Riegel vor die große Haustür und riß sich zur Verhängung des Schlüsselloches das Taschentuch mit solch eiliger Hast aus ihrem batistnen Brusttuch, daß die dreifarbigte Kokarde, die sie bei Androhung großer Bestrafung auf Befehl der jungen, einigen, unteilbaren französischen Republik auf Schritt und Tritt zu tragen hatte, vom Hahu zu Boden fiel. — In diesen Tagen entsetzlicher Unsicherheit und blutiger Willkür mußte man gewärtig sein, selbst durchs Schlüsselloch von Spähern und Spionen von der Straße aus beobachtet zu werden. Dann hob sie im Hintergrund der Diele einen, dem Mauerwerk farblich völlig gleichenden Vorhang von einer kleinen, unscheinbaren Hintertür und schob hier einen Riegel zurück. In halbgebückter Haltung schlüpfte jetzt eine Männergestalt im dunklen, weiten, fest um die Hüften gezogenen Mantel heraus. Ohne ein Wort zu verlieren, eilten beide in das Hinterzimmer, um hier die Tür hinter sich zu schließen. Als der Mann den tief in die Stirn gedrückten Hut abriß, fielen reiche dunkelblonde Haare bis zum Nacken herab. — Sie wagte nicht, zu fragen, sondern sah ihm nur angstvoll in die Augen, als er ihre beiden Hände ergriff.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen, Liebste!“

„Du willst fort? Hoffst du, durch die stark bewachten Stadttore von Straßburg zu kommen? Steht Schneider dir nach dem Leben?“

Er reckte sich auf, als müsse seine Brust einen starken Atemzug einziehen. „Mir und tausenden von andern. Und deswegen — —, deswegen“ — —. Er brach ab, als käme das Ungeheuerliche nicht



In halbgebückter Haltung schlüpfte jetzt eine Männergestalt im dunklen, weiten, fest um die Hüften gezogenen Mantel heraus, über seine Lippen. Statt jeder Frage umklammerte sie seine Hände, als wolle sie ihn nicht lassen. Da zog er sie zu sich auf das breitausladende Ledersofa, neben dem im



grünen mächtigen Kachelosen Tannenscheite knisterten.

„Euphémie, du bist meine einzige Vertraute, hast so viele Jahre treu zu mir gehalten. Deine Seele ist stark! Wenn mich nicht diese entsetzlichen Zeiten aus meiner Bahn schleuderten, wären wir Mann und Frau. — Aber deswegen bin ich es dir schuldig, dich vorzubereiten. Auf mein Vorhaben, auf meinen Entschluß. Denn du wirst schweigen können bis morgen —“

„Was wird morgen sein, Charlot?“

„Wenn morgen Eulogius Schneider wieder seine politischen Reden im »Spiegelklub« hält —“

Sie unterbrach ihn mit blaffen Lippen: „Ich denke, Schneider reißt mit der Guillotine durchs Elsaß, hält Gericht und zwingt die Leute zum Respekt vor seiner blutigen Diktatur?“

„Schneider ist soeben nach Straßburg zurückgekehrt! Hast du nicht die festliche Musik im Vorbeiziehen gehört, nicht den Facelschein in der Nähe gesehen? Unter großer militärischer Ehrung, unter Borantritt einer Ehreneskorte, in einem mit vier Schimmeln bespannten Wagen, zog er eben hier ein. An seiner Seite — ja, staune nur! — seine junge Gattin! Eine verschüchterte junge Bürgerstochter aus Barr, die er sich gestern dort gleich antrauen ließ. Heute abend feiert er seinen Hochzeitschmaus in seinem Hause. Und morgen wird wieder —“

Euphémie seufzte schwer auf. Sie vollendete seinen Satz: „Morgen wird wieder die ganze Stadt zittern. Die Guillotine wird wieder auf dem Kleberplatz angesehene, unschuldige Bürger köpfen. Die Häuser werden abermals in die furchterlichen Festungstürme an der Ill als Gefangene zu schleppen. —“

Er aber preßte jetzt ihre Hände in den seinen mit einem Druck zusammen und sagte unter einem leidenschaftlichen Groll: „Nein, das wird nicht mehr geschehen! Denn man wirft sich auch einem rasenden Tiger entgegen, um ihn zu töten! Und — was eine Charlotte Corday zu Paris vermochte, — das wird auch ein Mann in Straßburg zu vollbringen vermögen!“

Sie schrie vor Entsetzen leise auf: „Du willst Schneider töten?“

„Ja! Schon zu lange währt seine blutige Willkür, die zum Wahnsinn auswächst. Und gerade er! Kam er nicht als Priester aus Würtemberg über den Rhein herüber, um hier Messe zu lesen und das Gebot zu predigen: »Du sollst nicht töten?« Jetzt ist es sein Ehrgeiz, sein Vorbild in Paris, Robespierre, noch zu übertreffen. — Wer seine Publikationen im »Argus« liest, ahnt, daß er ein Wahnsinniger geworden ist, der alle Macht an sich riß. Er verhöhnzte alles Göttliche. In unserm altherwürdigen Münfter hat er »das Fest der wahren Vernunft« anstatt der christlichen Religion gesetzt. Auf dem

Hochaltar steht — anstatt eines Priesters, ein — Schwein, dem eine Halskrause umgetan ist! Und wer nicht dem neuen Glauben öffentlich zuschwört, wird als Anhänger der »ci-devant-Priester« von Schneider vernichtet. Schneider muß sterben, damit noch mehr Entsetzlichkeiten



„Was eine Charlotte Corday zu Paris vermochte, — das wird auch ein Mann in Straßburg zu vollbringen vermögen!“

für Straßburg, fürs Elsaß verhütet werden!“

Nach einer langen schweren Pause sagte Euphémie: „Wenn du kämpfen müßtest — Charlot — ich würde dich segnen. Aber töten, — morden — deine Hände besudeln?“

Er neigte sich ihr entgegen und sprach ruhig aber dringend: „Du weißt, daß unser Regiment — als ich in Paris meiner Militärpflicht genügen mußte — die entsetzliche Aufgabe hatte, die Garbisten zur Bewachung der politischen Gefangenen in der Conciergerie zu stellen. Ich habe dein junges Herz nicht mit einzelnen Schilderungen jener Wochen und Monate gepeinigt, in denen ich Tausende und aber Tausende auf Strohlagern in den finsternen Gelassen der Conciergerie dem Tode auf der Guillotine entgegenharren sah. Unglückliche, die man bezichtigte, dem gestürzten Regime angehört zu haben. —“

Sie wehrte mit leiser, schauernder Bewegung ab. „Aber gerade durch unsere Reihen, die Leid, Entsetzen, verzweifelte Todeschreie gewohnt waren, strich ein fassungsloses Staunen, eine stumme Bewunderung, als man eines Tages ein schönes, junges, schlichtes Bürgermädchen einlieferte, das mit der stolzen Haltung einer Heldin aus der

die sta kommen  
rauß eines  
tausende  
egen“ —  
erliche mit  
e ein Mann  
gogener  
jeder Tag  
er sie zu  
ja, werden



Antike den Kerker in der Conciergerie betrat. »Sie hat den Bluttiger Marat in seiner Wohnung erdolcht, um Frankreich zu befreien! Hat sich ohne jeden Widerstand fesseln lassen und wünscht nur, bald abgeurteilt zu werden und zu sterben!« raunten wir Gardisten uns zu.“

Mit einer Bewegung ergebener Schmerzes senkte Euphémie den schönen Nacken unter dem gefälbelten weißen Battisthäubchen. Nur zu gut wußte sie, wie tief damals das Schicksal von Charlotte Corday in dem Straßburger jungen Soldaten geschürft!

„Soll ich nicht einen Finger des Schicksals darin ersehen, Euphémie, daß es gerade mich zum Gardisten ihres Kerkers machte? Sollte sie nicht ein Vorbild, eine Vorbestimmung meiner eigenen Zukunft werden, daß ein einziges mutiges Herz das Leben Tausender bewahrt, indem es einer rasenden Hydra den Kopf zermalmt? Ehe man Charlotte Corday zum Schaffot abholte, hat sie unter meinen Augen den demütigen Abschiedsbrief an ihren Vater ge-

und unzählige kommende Verbrechen zu verhindern! Denke mit mir an das Wort unseres großen Dichters Corneille: Nur das Verbrechen schändet — — — nicht aber das Schaffot!“ —

Die schöne junge Bürgerin Euphémie Burger lehnte sich erlassend zurück.

„Ich würde dich jubelnd der Rettung unseres Elsasses opfern, Charlot — und damit meine eigene Zukunft begraben. Aber dich als Mörder wissen? Steht vor dir nicht das unauslöschlich drohende Wort Gottes des alten Testaments: »Mein ist die Rache! Mein!« —“

„Ich fühle mich zum Werkzeug des Schicksals bestimmt, seit ich Charlotte Corday sterben sah! Was ein tapferes junges Mädchen für sein Heimatland vollbrachte, wird auch ein Mann zu vollbringen wissen. — Wir dürfen nicht länger warten! Jetzt nach seiner Rückkehr, sich auf der Höhe seiner Macht wissend, über Feinde und Neider triumphierend, wird Schneider noch Entsetzliches anrichten.“ — — —

Wie, was war das? Ein mehrmaliges Herabdrücken am Griff der Haustür? — Das Ohr von Euphémie, seit Monaten auf jedes geringste verdächtige Geräusch geschärft, als einzige Hüterin ihres Lebens und das ihrer greisen, halberblindeten Mutter Tag und Nacht auf dem Sprunze — hat sich nicht getäuscht.

Sie springt auf, packt die Hand des Geliebten und raunt mit einer Stimme, die unter dem furchtbaren Herzklopfen zu ersticken droht! „Man kommt! Vielleicht sucht man dich hier: Fort — — —!“

Die harten Zeiten ständiger Lebensgefahr lehren sie Geistesgegenwart. Während Charlot Dubois Hut und Mantel vom Stuhle reißt, mit fliehenden Sohlen über die Diele zur kleinen Gartentür huscht und durch diese verschwindet, geht Euphémie mit absichtlich lauten Schritten, ein harmloses Liedchen schmetternd, die Holzstufen der knarrenden Treppe herab, schiebt das unauffällige Besengestell vor die Gartentür, läßt den Vorhang mit leichtem geschicktem Griff vor das Gestell fallen und öffnet dann gelassen die verschlossene Haustür. Beim Anblick von einer Gruppe Soldaten, deren Silhouetten jetzt mit dem mächtigen Zweimaster, den breiten Epauletts noch gigantischer im dösigen Licht der an Ketten über die Straße gespannten Dellampen erscheinen, markiert sie leichtes Erstaunen.

Der Sergeant tritt zu ihr herein: „Bürgerin Euphémie Burger! Wir haben den Bürger Charlot Dubois zu suchen! In seinem Hause, wo wir ihn eben vergeblich holen wollten, sagte man uns, vermutlich befände er sich hier!“

„Das ist ein Irrtum!“ knigt Mamsell Euphémie, „Charlot Dubois ist nicht hier! Ich weiß nicht, wo er sich befinden kann. Bitte suchet



Der Sergeant tritt zu ihr herein.

schrieben. Vielleicht beschwörst du mich jetzt warnend: Willst du zum Mörder werden? So antworte ich dir mit den Worten von Charlotte Corday an ihren Vater: »Freue dich mit mir über mein Schicksal! Denn es ver gönnte mir, das Unrecht an Tausenden zu rächen



unser ganzes Haus ab, damit meinen Worten geglaubt wird!"

Denn mit ihren wankenden Knien und ihrem einer Ohnmacht nahen Entsetzen hält das Bewußtsein sie aufrecht, daß Charlot inzwischen durch das winzige Hausgärtchen, durch den Nebengarten der befreundeten Nachbarn zum schmalen Flußpfad gelangt ist, der unmittelbar an der kaum beleuchteten Zill entlangführt und ihn, umfangen vom Dunkel des Dezemberabends, an die Rabenbrücke und dann ins Gewirr alter, krummer Gäßchen bringt.

\* \* \*

Längst schon schläft die halberblindete greise Mutter. Euphémie aber liegt vor dem Fenster auf den Knien. Der Vorhang ist zurückgezogen. Umhaucht von dem silbernen Schein der Mondstichel zeichnet sich just der obere Teil des alten Münsterturmes vor ihr am kalten, klaren Nachthimmel ab. —

Gar seltsam nimmt sich die sonst so schlanke, durchbrochene Spitze aus. Stundenlang hat man im "Spiegelklub" darüber debattiert, daß der Münsterturm abzutragen und der Erde gleichzumachen sei, weil sein Ueberragen der Stadt gegen die Gesetze der jungen, alles gleichmachenden Republik verstoße! Einige besonnenere Köpfe inmitten des Jakobinertaumels haben die Konzeßion abgerungen, den Münsterturm mit einer riesigen Jakobinermütze aus rotem Blech zu krönen, um ihn als guten Jakobiner zu dokumentieren, — und haben den Wahnsinn vor der Möglichkeit eines weltgeschichtlichen Vandalismus geschützt.

Ja, Wahnsinn und blutige Willkür regiert über Straßburg! Euphémie kann den Entschluß des Geliebten verstehen. Und doch! Sie ringt die Hände zum Firmament empor, zu dem der Münsterturm auch jetzt zu den ewigen Fernen als stummer Mahner deutet. "Dein sei die Rache, mein Gott! Dein! Gib ein Wunder in letzter Stunde. Aber bewahre ihn, ein Mörder werden zu müssen!" — — —

\* \* \*

Nach einer durchwachten, durchhangten Nacht hört sie am andern Vormittag um die zehnte Stunde vier Schläge in unregelmäßigen Zwischenräumen vorne an der Haustür! Charlot?

Er wagt es, am hellen Tage vorne auf der Straße herzukommen? Weiß er sich denn nicht auf Schritt und Tritt von den Häschern Schneiders verfolgt?

Sie stürzt zur Haustür und öffnet. Ihr feines, hübsches Gesichtchen ist aschfahl. Keuchend nach eiligem Laufen tritt Charlot Dubois zu ihr herein. Sie möchte ihm in die Arme sinken in der einzigen glücklichen Aufwallung ihn noch einmal vor sich zu sehen, — vielleicht auf ihn eindringen zu können, abzulassen — — —

Da sieht sie den Ausdruck ungeheuerlichster Erschütterung in seinen Zügen. — Und als ob nur eine übermenschlich starke Spannung ihn nach einer durchwachten Nacht und gewaltigen Eindrücken früher Morgenstunden noch bis hierher getragen, sinkt er, — nachdem Euphémie



Unter Tränen zu ihm ausblickend, noch jedes Wortes unfähig denkt sie nur das eine: "Dein ist die Rache, Gott! Dein!"

schnell die Haustür wieder geschlossen, — auf einem Stuhle der Steindiele zusammen. — Seine eiskalten Hände greifen nach den ihren. —

"Eulogius Schneider ist gestürzt! Mit seinem gestrigen pomphaften Einzuge hat er sich als Jakobiner sein eigenes Grab geschaufelt."

"Schneider ist gestürzt? Wer tat es?" Sie vermag das Unglaubliche noch nicht zu fassen. —

"Seine beiden Feinde St. Just und Lebas haben sofort in einer zusammenberufenen Nachtversammlung Schneiders Auftreten als eines Jakobiners unwürdig erklärt, ihn gestürzt und seine Verhaftung angeordnet. Schon heute nacht ist Schneider als Gefangener in einen der alten schauerlichen Festungstürme an den »gedeckten Brücken« gebracht, wohin er so manchen braven Straßburger Bürger schleppen ließ. — Jetzt steht Schneider am öffentlichen Schandpfahl unter der Guillotine auf dem Kleberplatz! Und heute nachmittag wird ihn die Diligence nach Paris, zur Aburteilung unter Robespierre, bringen."

Da reißt auch ihre Spannkraft ab, als ein übermächtig brausender Dankesjubel in ihre körperliche Erschöpfung und seelische Erschütterung strömt. Sie bricht vor dem Geliebten in den Knien zusammen. — Unter Tränen zu ihm



ausblickend, noch jedes Wortes unfähig, denkt sie nur das eine: „Dein ist die Rache, Gott! Dein!“

Sie küßt seine, ihr entgegengestreckten Hände. Diese Hände, die ein urplötzlich hereinbrechendes Gottesgericht in zwölfter Stunde davor bewahrte, Mörderhände zu werden!

Und während Charlot Dubois seine Braut an sich zieht und sie beide nur stammelnd von der Rettung des bedrohten Elsaßlandes und dem

wieder aufdämmernden Glück ihrer Zukunft reden, ertönen draußen Rufe, Schreie der Ueber- raschung und erlöster Freude — — —

Dem das Volk rottet sich auf den Straßen zusammen, um zum Kleberplatz zu eilen und mit eigenen Augen das schier Unfassbare zu begreifen: Eulogius Schneider, den Tyrannen von Straßburg und des Elsaßes, unter dem drohenden Fallbeil der Guillotine zu sehen! — — —

## Die Köchin.

Von Fritz Müller = Partenkirchen.

**D**a lebte ein Notar am Langensee, der hatte eine Frau, die war gestorben. Ich sah ihn vom Begräbnis kommen und erstaunte daß: der pfiß ja und sang ein Liedel. Den Text dazu erfuhr ich später.

Es war damals, wo Gesetze üppig in die Wägen schossen. Keiner konnte sich mehr aus. Nicht einmal der Herr Notar.

Einer seiner Feinde — wer hat keine? machte sich den Spaß, in einem Briefe ohne Unterschrift zu drohen, daß man ihn beim Staatsanwalt belangen werde — warum, das werde er sich selber denken können.

Nichts konnte er sich denken, der Notar. Aber mochte einer wissen, ob bei dieser Unzahl neuer Kriegsgesetze man nicht irgendwo an einer unsichtbaren Angel hing? Ein Verleumder brauchte die nur anzuziehen, und man zappelte daran, und alles, was man sich erworben hatte, würde vor die Hunde gehen.

„Olympia“, sagte er zu seiner Köchin, „unterbreche deine Kocherei und komme in mein Studio — so, hier setz dich — hab' ich dir schon einmal etwas vorgelesen? — nicht? so will ich's jetzt tun — weißt, es ist nur, daß ich meine Stimme übe — die ist eingeroftet, weil der neue Wein so lange auf sich warten läßt in diesem Jahre.“

Dann las er wie ein Wasserfall ein Dokument, um am Schlusse breit zu lächeln: „Na, verstanden wirst du's ja kaum haben?“

Die Olympia machte ein dummes Gesicht. Das machte sie immer, wenn sie etwas besser, als dem andern lieb war, aufgenommen hatte.

„Hab' ich mir gedacht. Wozu auch? Koch du gut, das ist gescheiter — halt, noch einen Augenblick: Wer hat mir erzählt, du könntest nicht mal deinen Namen schreiben? — Verleumdung, nicht wahr? Na, dem werde ich's beweisen — hm, womit gleich — ha, deine Unterschrift werd ich ihm zeigen — schreib mal deinen Namen hierher — so, jetzt kannst du wieder gehen — was ich sagen wollte: Zehn Lire hast du mehr im Monat — aha, jetzt grinst du, — so etwas versteht man besser, he?“

Die Olympia ging in die Küche, die Jahre gingen weiter, und die Kriegsgesetze gingen dahin, wo sie hergekommen waren.

„Olympia“, sagte der Notar, „unterbreche deine Kocherei und komme in mein Studio — so, hier setz dich — hab' ich dir schon einmal etwas vorgelesen? — wie, vor sieben Jahren? — siehst du, alle sieben Jahre wiederholt sich alles — weißt, es ist nur deshalb, daß —“

„Sie Ihre Stimme üben“, sagte die Olympia. Der Notar schob seine Brille auf die Stirne: „Schlecht scheint dein Gedächtnis nicht zu sein, Olympia?“

„Es geht, so alle sieben Jahre pflegt sich's zu erneuern.“

Der Notar schob seine Brille höher: Sollte die Olympia, die so tat, als ob sie nicht bis fünfse zählen könne — ?

„Ein wenig rascher, Herr Notar, sonst brennt die Gans an!“

Dieser Ton! Nun, man würde nachher, wenn sie unterschrieben hatte, ihr den Standpunkt klarer machen.

Dann las er wie ein doppelter Wasserfall ein Dokument, um am Schlusse breit zu lächeln: „Nun, verstanden wirst du's ja kaum haben? Wozu auch? Koch du gut, das ist gescheiter — halt, noch einen Augenblick: Wer hat mir erzählt —“

„— ich könnte gar nicht schreiben? Herr Notar, der Mann hat recht.“

„Wie — was? Du hast doch noch vor sieben Jahren —“

„In sieben Jahren lernt man viel. Noch mehr kann man verlernen. Ich habe keine Ahnung mehr, wie man Olympia schreibt.“

„Olympia“, sagte der Notar und wies auf seine Stirne, „was ein Mensch besitzt —“

„— soll er behalten. Einverstanden: Ich behalte alle mir vor sieben Jahren zugeschriebenen Häuser —“

„Wer hat Häuser!“ schrie der Notar, „du willst Häuser haben, die —“



— die ich, laut Ihrer eigenen Bestätigung im Kaufvertrag vor sieben Jahren, bar an Sie bezahlte.“

„Einen Dreck hast du! Ich werde dich belangen dafür, daß —“

— der Herr Notar in die Grundbücher eintragen ließ —“

„Olympia, du bist — du bist —“

— nicht so dumm, das Rückkaufsdokument zu unterschreiben. Wir gehören alle Häuser. Wir verbleiben sie. Herrseh, die Gans wird doch nicht —“

„Olympia, laß die Gans. Der Gänserich war ich. Ich will deinen Monatslohn verdoppeln, wenn du —“

„Und ich verzichte überhaupt auf jeden Lohn und auf den eigenen Besitz der Häuser, wenn —“

„Wenn, Olympia, wenn?“

„Wenn ich den Vertrag hier unterschreiben darf.“

„Teuerste Olympia —“

„So unterschreiben darf.“ Sie malte auf ein Stück Papier: Olympia Rossi.

„Rossi heiße ich!“

„Was nicht ausschließt, daß ich auch so heißen könnte.“

Was blieb ihm übrig?

Und was bleibt mir noch zu erzählen übrig? Nur zwei Dinge noch. Erstens, daß die Trauung und das unterschriebene zweite Dokument auf einen und denselben Tag zusammenfielen. Und zweitens, daß der Herr Notar beim Rückweg vom Begräbnis seiner Frau —

Wie, das häßt' ich schon erzählt?

— beim Rückweg vom Begräbnis seiner Frau gepfeifen hat, nachdem er auf die Köchin nicht hat pfeifen dürfen.“

### Das Klavier.

Von W. K.

**W**er in Jhrhansen eine Sache von außerordentlicher Bedeutung zu kaufen oder zu verkaufen hat, der geht vorerst zum Herrn Kaufmann Zengerle und fragt um Rat. Hat doch selbst jener Spitzbube, der das alte kostbare Delbild des Markgrafen aus dem Rathhaussaale stahl, vorher bei Herrn Zengerle vertrauensvoll angefragt, was das Bild wert sei und wieviel der Gemeinde durch Kunsthändler schon dafür geboten wurde.

Der Lammwirt wollte zwar keine Bilder stehlen, wohl aber ein Klavier kaufen, nämlich für die Nebenstube in seiner Wirtschaft. Nun war er wohl der reichste Mann im Ort, also auch der klügste. Aber in musikalischen Fragen fühlte er sich trotzdem sozusagen unsicher, sintemalen er lebenslang noch kein Klavier angerührt hatte. Also ging der Lammwirt zu Herrn Zengerle und bat ihn, mit nach Karlsruhe zu reisen. Dort sei nämlich in einer Vorstadt-wirtschaft ein Klavier mit außerordentlich starkem Ton in der Zeitung ausgeschrieben. Und das schein ihm an einem Klavier doch die Hauptsache zu sein, daß es einen starken Ton besitze. Denn wozu anders hat man ein Klavier als wegen des Tons?

Herr Zengerle brummte: Müsse er denn in alle Pflügen treten? Von Klavieren versteünde er so wenig als von Kriegsschiffen. Der Lammwirt solle doch zum Lehrer Tausend gehen. Der sei ein großer Musiker.

Nach etlichen Ausreden gestand nun aber der Lammwirt, er sei eigentlich schon beim Lehrer Tausend gewesen, habe aber nichts erreicht. Der Lehrer spielte nämlich gerade — so erzählte der Wirt — auf einem Kastan, der hatte einen

ganz dünnen Ton, aber so zäh wie Kinogerosöl. Der Lehrer nenne den Kastan Mormonium oder dergleichen, und unten sei eine Vorrichtung, damit bewege man die Füße, damit sie nicht kalt würden. Der Lammwirt fragte den Lehrer Tausend, was er da spiele. Der Lehrer antwortete: Das sei von einem Komponisten, der heiße (wenn der Lammwirt nicht irrte), mit dem Vornamen Bastian, mit dem Vaternamen aber Fluß oder Bach oder so ähnlich. Da der Lammwirt ein kluger Kopf ist, besonders nach seiner eigenen Meinung, aber auch nach dem Urtheil derer, die ihn in den Gemeinderat wählten, so merkte er aus den Reden des Herrn Tausend sehr wohl heraus, daß jener Bastian ein ziemlich berühmter Musikant sein müsse, wenn auch nicht gerade so berühmt wie der neulich verstorbene Herr Umbreit aus Karlsruhe, der mehr als ein halbes Duzend Feuerwehrmusiken und Gesangsvereine in der Umgegend leitete. — Um aber zur Sache zu kommen, hatte der Lammwirt endlich den Herrn Tausend gefragt, ob man auf dem Mormonium da auch Tänze spielen könne, und er solle einmal einen solchen aufmachen. Da schaute der Lehrer den Lammwirt kurios an und sagte: „Nein, Lammwirt, auf diesem Instrument kann man keine Tänze spielen. Das ist nur für heilige Musik.“ — „So?“ sagte der Lammwirt verwundert und brachte nun seine Bitte vor: der Herr Lehrer möge so gut sein und mit ihm in die Stadt fahren, das Klavier mit dem starken Ton dort zu besichtigen oder vielmehr zu behören. Allein der Lehrer wollte davon nichts wissen. Er habe mit dergleichen musikalischen Sachverständigendiensten schon Unannehmlichkeiten genug erlitten. Denn wenn





das Instrument einmal im Wirtshaus stehe, so falle jeder Viehtreiber drüber her und haue drauf herum und bald heiße es, das Klavier sei schon so abgedroschen wie eine Strohgarbe und überhaupt um die Hälfte zu teuer; das müßten also doch rechte Schafsköpfe gewesen sein, die den Kästen gekauft hätten.

So kam der Lammwirt denn zum unvermeidlichen Herrn Zengerle und hielt an, daß dieser mitgehe. Sonst könne es passieren, daß man ein Klavier aufgehängt bekomme, auf welchem man ebenfalls keine Tänze spielen könne; und Tänze seien für eine Wirtschaft doch die Hauptsache, nämlich wenn die jungen Burschen und Mädchen einmal lustig sein wollten. Mit der heiligen Musik aber sei in einer Wirtschaft nichts los. Man müsse nur staunen, daß der Lehrer Tausend sich mit einem so minderwertigen Mormonium habe anschnieren lassen, das nicht einmal keine Tänze von sich gebe.

Nun, Herr Zengerle ließ ihn zuerst schwätzen. Aber er machte mit dem Lammwirt zuweilen gute Geschäfte. Also zog er, obwohl sehr ungern, dennoch die gelben Sonntagshosen an, die nach der letzten verhängnisvollen Behandlung mit dem Fleckenwasser prachtvoll restauriert waren, und reiste mit in die Stadt und in die vorstädtische Wirtschaft, welche das Klavier mit dem außerordentlich starken Ton feilbot. Die Wirtschaft hieß: „Zum fidelem Elefanten“. Tatsächlich war auf dem Wirtshauschild ein Elefant abgemalt, der hatte einen Zylinder auf dem Kopf, sah auf einem Bierfäßchen und spielte mit vergnügtem Müffelgesicht Klavier. Das schöne und eindrucksvolle Bild gefiel dem Lammwirt sehr gut. Denn, dachte er, wenn das hier abgemalte Klavier das gleiche ist, wie es in der Wirtschaft zum Verkauf steht, so hat es mit dem letzteren gute Wege. Ein Klavier, das einen Elefanten als Spieler aushält, muß stark gebaut sein, also auch einen starken Ton haben.

Der Elefantenwirt, offenbar ein mittelmäßiger Vorstadtbierzappler, war daheim. Was sein Neuferes anging, so hatte er mit seinem Wappentier, dem Elefanten, verblüffende Nehmlichkeiten, besonders in der Figur und in der Müffelpartie. Dagegen was das Innere, das Seelische ausmacht, was doch die Hauptsache ist, so sah der Wirt nicht darnach aus, als ob er so gut wie sein Elefant Klavier spielen könne. Und gar besonders „fidel“ war der Wirt erst recht nicht. Denn er stieß die Stühle des kleinen leeren Sälchens heftig vom Boden herauf und auf die Tische und hielt dazu über seine Damen einen Schimpfmonolog, in einer Tonstärke, die man aufrichtigen Herzens seinem Klavier wünschen möchte. Allerdings ergingen sich auch die Damen in der Küche nebenan in ziemlich zwanglosen und geräuschvollen Betrachtungen über die Männerwelt des Hauses. Nun a' er, als der

aufgeregte Elefantenwirt die beiden Gäste sah und ihr Anliegen erfuhr, da wurde er rasch so freundlich wie die Morgenröte oder wie auf dem Wirtshauschild sein Wappentier.

„Franz!“ schrie er zur Küchenpforte hinaus, „Franz!“

Franz erschien. Der junge Mann hatte ein ganz interessantes Gesicht. Nur wollte er die Augen gar zu fürchterlich und kammte wie in großer Erregung unaufhörlich mit den fünf Fingern seiner Rechten die langen Haare zurück, die ihm widerspenstig über die früh faltig gewordene Stirn herabrollten.

„Also das wäre mein künftiger Schwiegerjohn, Herr Franz Nebbich, ein berühmter Musiker. Er wird nächstens im »Kühlen Krug« sein erstes größeres Klavierkonzert geben. Die ganze Stadt ist gespannt darauf. — Also, Franz, da sehe dich an's Klavier und lege los, daß das Haus kracht. Zeige mal, was das Klavier für einen Ton hat. — Da werden Sie etwas hören, meine Herren, davon können Sie erzählen, so lange Sie leben. So was ist noch nicht dagewesen, wie der Franz spielt und wie das Klavier einen starken Ton hat.“

Franz warf den drei Kunstfreunden einen verächtlichen Blick zu, setzte sich aber dennoch hin und fuhr sinnend durch die Haare. Der Elefantenwirt flüsterte ihm etwas ins Ohr, wurde aber durch einen wütenden Blick der rollenden Augen und eine geradezu vernichtende Handgeberde zurückgeschleudert.

Der Künstler war schon in der Trance. Er phantasierte dideldadelndel fiiiifiiif! Süße Liebe, Eja zoggeia — hopsyasa — hoppla! — Sieh, sieh — Bums! da ist der Kerl! — bumbera bumbera — ha! ha! Schurke! — Himmeltürkenhimmeltürken bombenbomben . . . Fluch und Tod, Gift und Dold! ha! Mord! — Mord! — Ah. Ah! . . . Grab und Tod . . . jammernde Liebe . . . süßer Schmerz . . . Blick zum letztenmal . . . Singe, singe, Nachtigall, auf . . . mei . . . uem Gra . . . be . . .

So ungefähr konnte man in Worten deuten, was der Künstler in Tönen flötete und schnmetterte. Jedenfalls spielte der Struwelpeter wie ein Altes. Der Lammwirt staunte, besonders darüber, wenn der Virtuos zuweilen mit der linken Hand über die rechte hinausgriff. Daß ein sterblicher Mensch so etwas fertig brächte, das hätte er nie geglaubt. Aber das wollte er dem Lehrer Tausend unter die Nase reiben. Auch die Geberden, die der Herr Nebbich sonst noch beim Spielen zum Besten gab, indem er nämlich bald das Haupt ganz nach hinten hing und verzückt die Wäden oben an der Decke zählte, oder wenn er trauernd die Nase tief herabdrückte bis fast auf die Tasten, alles das erweckte in dem Lammwirt die Gewißheit: „Sapperlot, der kann's. Solche Fisiematenten hab' ich noch keinen machen sehn.“



— Nun war der Lammwirt zwar nicht um der musikalischen Phantasien des Herrn Nebbich willen gekommen, sondern um des Klaviers willen, um des starken Tones willen. Aber auch da mußte der Lammwirt ohne Widerrede anerkennen, und der Herr Zengerle bestätigte es, daß das Klavier, wenn es tüchtig angeschlagen wurde, einen Ton habe, wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Bogenprall, daß einem das Trommelfell weh tat. Und Herr Nebbich hatte wirklich zuweilen draufgeschlagen, als ob er hagebuckene Klöße spalten wollte; so daß der Lammwirt, der das Klavier schon halb und halb als sein Eigentum betrachtete, dem Wüterich manchmal gern Einhalt geboten hätte. — Der Elefantwirt strahlte natürlich wie die helle

Morgen Sonne.  
Er flüsterte und blinzelte dem Lammwirt zu: „Der Kerl hat ein Glück! Der Kerl hat ein Glück! Wenn ich Ihnen sagen würde, wie viel meine Gina in die Ehe bekommt, Ihr würdet mich für einen Schwindler halten!“

„Aber“, antwortete der Lammwirt, „nehmt Euch in Acht vor dem Lastendrescher. Das ist ein Tyrann! Wenn das kein Tyrann ist, will ich kein Lammwirt sein.“

Der Lammwirt hatte nämlich einmal auf einem alten Abreißkalender, der ihm zufällig in die Hände fiel, ein Gedicht gelesen, worin die Tyrannen überaus heftig gescholten wurden. Das seien ganz schlechte Kerle. Nun wußte der Lammwirt allerdings nicht, was ein Tyrann eigentlich sei. Aber doch hatte er als kluger Kopf gemerkt, daß man gewisse schlechte und gewalttätige Subjekte offenbar Tyrannen nenne, und hatte sich das Schimpfwort wohl gemerkt, zumal da es einen sehr schönen Klang hat.

Herr Franz Nebbich war zu Ende. Er erhob sich, atmete und senzte tief auf, fuhr sich wieder in die Mähne und starre mit verwunderten Augen die drei Männer an, als sehe er sie jetzt zum erstenmal in seinem Leben und könne sich nicht erklären, wie sie plötzlich auf diesen Planeten und in diesen Saal kämen.

Doch der Lammwirt, der nicht nur ein kluger,

jondern auch ein energischer Mann ist, ließ sich von den starrenden Augen nicht hypnotisieren, sondern er ging unentwegt auf's Ziel los.

„Also, Herr Künstler, das mag ja alles recht schön sein, was Sie da gespielt haben, und das Klavier hat wirklich einen starken Ton. Aber nun eine andere Frage: Kann man auf diesem Klavier auch einen Walzer spielen?“

Herr Zengerle schrie: „Lammwirt! Ihr blamiert Euch, daß man sich bitterlich schämen muß.“

„Warum denn?“ fragte der Künstler großmütig. „Der Herr meint wohl, nicht jedes Klavier sei etwa für einen Chopinwalzer geeignet. Und gerade ein Kasten wie der hier könnte diese Frage wirklich erregen. Nun, ich will Ihnen

einen Chopinwalzer drauf zu spielen suchen. Möge der Meister es mir nicht übel nehmen.“

„Einen Schoppenwalzer? Den kenne ich nicht, den Schoppenwalzer. In Truhäusern spielt unsere berühmte Feuerwehrmusik diese neumodischen Tänze nicht. Die spielt nur Schottisch, Rheinländer und dergleichen, Polka und richtige Walzer.“

Wenn Sie aber

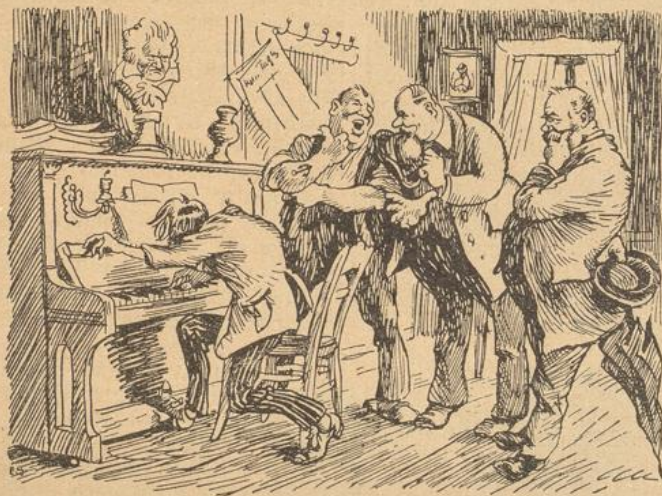
keinen richtigen Walzer gelernt haben, so tut's auch ein anderer Tanz. Spielen Sie mal — ich will Ihnen ein paar Hopser vorsingen — spielen Sie mal den:

Unser Geld wird gar nicht schimmelig,  
Denn wir brauchen immer ziemlich

oder den:

Zu Wagstedt wird kein Maurer reich,  
Maurer reich, Maurer reich,  
Was er verdient, verkauft er gleich,  
Sauft er gleich, sauft er gleich.“

„Narr!“ heulte der Künstler entsetzt auf, wie ein Hund, dem man unvorsichtigerweise auf den Schwanz getreten hat. Rasch legte sich zwar der Elefantwirt drein und wollte es erzwingen, daß der Schwiegersohn sofort einen Schottischen loslasse. Aber der Künstler betrachtete die zwei Wirte von oben bis unten mit grimmiger Betrachtung; dann drehte er sich langsam um und wankte, schmerzbewegt die Mähne zurückstriegelnd, aus dem Saal. Der Elefantwirt gab etwas



Der Künstler war schon in der Trance. Er phantasierte didelbadelbudel sissississ!



verlegen die Erklärung solcher Rätselhaftigkeit: „Wissen Sie, meine Herren, die großen Musiker sind alle ein bißchen meschugge. Zum Exempel der Beethoven, dem haben sie hier in meinem Saal einen Weiheabend gefeiert und sogar eine Festrede gehalten. Aber meschugge war er auch. Das hat selbst der Herr Festredner zugegeben. Und mein Schwiegersohn, der Franz Rebbich, ist gleichfalls meschugge. Denn wenn einer kein richtiger Narr ist, so ist er auch kein richtiger Musiker.“

Nun war Beethoven, der große Meister der Töne, zwar im Saale anwesend; aber er konnte sich und seine Kunst leider nicht verteidigen, inntemalen er nur aus Gips geschaffen war.

„Aber“, fuhr der Wirt beschwörend fort, „wenn meine Lina den verrückten Kerl, den Rebbich, einmal am Halster hat, dann bin ich gut dafür, meine Herren, die wird ihm die tollsten Flühe schon abfangen. Denn die Lina, das ist genau dasselbe Luder wie die Alte.“

Ein tiefer Seufzer, der einem volljährigen Elefanten Ehre gemacht hätte, besiegelte die Aufrichtigkeit dieses Seelenergusses.

Aber mit alledem war für den Lammwirt eben immer noch nicht der unumstößliche Tatsachenbeweis geliefert, daß man auf dem fraglichen Klavier auch Tänze spielen könne, daß man also damit nicht angeschmiert sei wie der Lehrer Tausend mit seinem Mormonium. Ver-

jüngere Tochter antreten; die mußte einen Schottischen herunterhacken, auch einen Walzer, ja sogar den Irhaufener Nationaltanz, Tripstrill genannt, bis das Mißtrauen des Lammwirts beschwichtigt war. Nun atmete der Elefantenvirt auf. Er ließ alsbald einen Doppeliter vom Besten auffahren, merkte aber sofort, daß er mit dem Finger in die Tinte gegriffen hatte. Denn vom Wein verstand der Lammwirt fast soviel wie der Beethoven von der Musik. Hier war er nicht Laie. Der Elefantenvirt aber machte Miene, ihn in die Flucht zu schlagen. Doch auch hier wußte der schlaue Wirt Rat. Er rief nämlich seine Damen herbei, die dicke Hausfrau, die aufgeknallte und gepuderte bräutliche Tochter Lina im Bubikopf, und sogar die etwas fragwürdig aussehende Kellnerin. Und jetzt ging das Tanzen los. Die Geister des Lammwirts schlugen bald über alle Stränge. Die zwei Wirte tranken Schmollis und küßten sich ab wie Brautleute. Und — hast du nicht gesehen? — da man doch einmal im Vergnügen und in der allgemeinen Menschenliebe mitten drin war, bekamen und gaben auch die Damen das uralte Liebespfand, und zwar gar nicht knauserig. Herr Zengerle behielt zwar seine Würde als ehrbarer Kaufmann, Gemeinderat, Bezirksrat, Kreisrat, Eisenbahnrat und guter Christ. Aber vergebens drehte er dem ausgelassenen Reijegenossen warnende Gesichter hin. Der Lammwirt gab sich nun einmal, so oft er seiner Frau aus der Kontrolle entließ, ein wenig als Lebemann. Das muß mit Bedauern hier festgestellt werden.



Die zwei Wirte tranken Schmollis und küßten sich ab wie Brautleute.

gebens bedeutete ihm Herr Zengerle, das sei ja Unsinn. Auf jedem Klavier könne man alles spielen. Der Lammwirt, als der Klügere, glaubte es nicht. Kurzum, er sei durch das Exempel des Lehrers gewizigt. Endlich wußte der Elefantenvirt Rat. Er ließ seine halbwüchsige

millionär, so daß Herr Zengerle sich fast unter den Tisch schämte. Der Champagner war zwar ebenso schlecht wie vorhin der Wein, stammte wohl auch aus derselben Fabrik und schmeckte danach, als sei er ebenso wenig bezahlt wie jener. Allein jetzt war die Sachlage für den Lammwirt eine andere



geworden: Ist die Wirtin hübsch, so ist auch ihr Wein hübsch. Dem Lammwirt hatten die Damen es angetan. Er wurde von der Familie so entzückt, daß er seine Tochter Lisette mit dem Sohne seines neuen Freundes, des Elefantenwirts, in contumaciam verlobte. Der junge Herr bekleidete nämlich bei der Berliner Schupo einen der höchsten Posten — auf dem Bureau, wollte aber trotzdem aus dem Dienst gehen. Denn er war, wie der Papa berichtete, nebenbei heimlich ein sehr poetischer Dichter, gedachte auch baldigst ein Theaterstück zu verfassen, in welchem Himmel und Hölle, Kaiser und Könige rudelweise auftraten. Er brauche jetzt nur noch eine Frau mit Geld und aus einer kunstverständigen Familie. Nun, diese beiden Bedingungen glaubte der Lammwirt glänzend erfüllen zu können. Er war reich und schwärmte besonders für das Theater, ging auch alle Jahre einmal hinein, auf das Fuhe, wenn nämlich der Lumpziva gabundus gegeben wurde. — So verfrischen dem Lammwirt die Stunden im „Elefanten“ auf das Angenehmste. Nach dem Kopfschütteln des Herrn Zengerle fragte er nicht das Geringste mehr.

Einmal steckte auch der Künstler Franz seinen Struwelkopf zur Tür herein. Aber als er den lustigen Keigen sah, verschwand er wieder. Draußen begegnete ihm Herr Zengerle. Der Virtuos schaute ihn finster an: „Gefällt Ihnen diese Gesellschaft?“

„Gefällt Ihnen diese Familie?“  
Ohne ein Wort ging Herr Franz davon. Herr Zengerle schaute ihm nach: „Wie kommt der Mensch zu solchem Paß? Zwar steht er verwaschelt aus, aber in dem steckt etwas Besseres. Wenn ich nur wüßte, wie ich ihm helfen könnte! — Halt! Halt! Ich hab's — doch nein! Das geht nicht an, so lange er dieses Gesindel am Hals hat. Denn das Volk da möchte ich auch indirekt nicht mit dem Ellenbogen anwühren!“

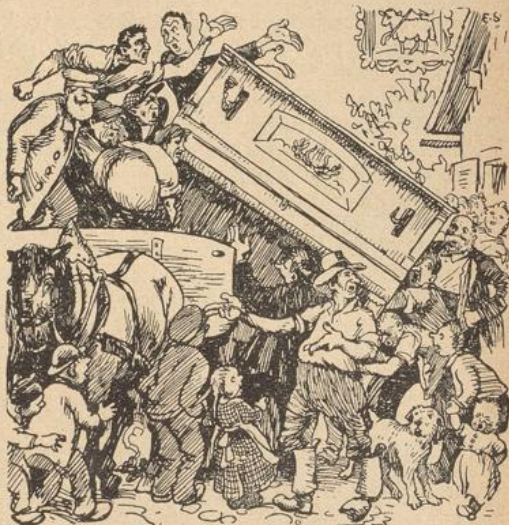
Drinne aber tanzte und tobte der losgelassene Lammwirt wie ein balzender Auerhahn auf seiner nächtlichen Tanne. Hätte nicht Herr Zengerle, dem diese unwürdige Geschichte mit jeder Minute peinlicher wurde, den Ausbruch fast mit körperlicher Gewalt erzwungen, der Lammwirt hätte im „Elefanten“ die Nacht durchgetanzt. Doch vor einer anderen Dummheit konnte Herr Zengerle den schutzbefohlenen Landsmann nicht mehr erretten. In einem unbewachten Augenblick hatte der Lammwirt die zwölfhundert Mark aus barem Größenwahn dem Elefantenwirt bezahlt.

„Lammwirt! Ihr seid ein Schaf!“

\* \* \*

Andern Tages brachte ein Kollfuhrwerk das mit einem großen Holzkasten verschleierte Klavier aus dem „Fidelien Elefanten“. Unter Assistenz

der sofort herbeiströmenden Nachbarschaft wurde der geheimnisvolle Kasten geöffnet und das Klavier unter ungeheurem Geschrei, wobei etwa zwanzig Menschen mit aller Kraft ihrer Lungen kommandierten, ohne nennenswerten Schaden mit gnädiger Hilfe der Vorsehung vom Wagen



Unter Assistenz der sofort herbeiströmenden Nachbarschaft wurde der geheimnisvolle Kasten geöffnet und das Klavier vom Wagen ins Nebenzimmer verpflanzt.

ins Nebenzimmer verpflanzt. Es war ein Spektakel und Volksauflauf, daß man meinen konnte, in Zehausen sei eine Revolution ausgebrochen. Der Lammwirt strahlte. Mit der Entschiedenheit eines hocherfahrenen Sachkenners besang er das Wunderinstrument und den starken Ton und den billigen Preis. Die Nachbarn probierten zuerst zaghaft, dann aber mutiger die Tasten und waren gleichfalls des Lobes voll. Auch Herr Zengerle wurde geholt. Er schüttelte brummend den Kopf. Ihm kam es vor, und er sagte es auch dem Lammwirt, als ob das Instrument nicht mehr den starken Ton von gestern habe. Aber der Lammwirt wußte es besser: „Herr Zengerle! Was versteht denn Ihr von Klavieren und Klavierspielen? Merkt Ihr denn nicht den Unterschied, ob so ein Ding in einem Saal steht oder in meiner kleinen Nebenzimstube? Wir wollen einmal die Fenster aufmachen; dann werdet Ihr hören, wie der Ton ist. Der Ton muß Luft haben, sonst kann er nicht tönen, das solltet Ihr von selber wissen.“

Die Fenster flogen auf, und nun fanden sämtliche Zuhörer, das Klavier habe jetzt einen ungeheuren Ton. Den Ton müsse man bis drunten an der Kirche hören. Auch sei das Klavier erstaunlich billig. Aber Herr Zengerle schüttelte weiter den Kopf. Der Lammwirt wurde wild.



„Zengerle! Ihr ärgert mich. Es macht Euch Spaß, mich zu ärgern. — Herr Zengerle, das hätte ich nicht von Euch gedacht. Gestern habt Ihr selber zugestanden, das Klavier habe einen Ton wie der reine Donner, und heute soll nun partout alles anders sein. — Doch was versteht denn Ihr von einem Klavier?“

„Und was versteht denn Ihr, Lammwirt?“

„Jedenfalls soviel, daß ich sagen kann, Ihr versteht nichts.“

So gerieten sich denn die zwei musikalischen Sachverständigen lebhaft in die Haare, wie das bei Sachverständigen in der Regel zu geschehen pflegt. Aber der Lammwirt versteifte sich immer leidenschaftlicher in die Meinung und Behauptung, das Klavier habe nunmehr, seitdem die Fenster geöffnet seien, einen viel stärkeren und reineren Ton als gestern, und er pries sich, seine Kinder und Kindeskinde, geradezu glücklich, weil die Familie dieses einzigartige Weltwunder erworben habe. Wer das nicht einsehe, den erkläre er hiermit für einen ruchlosen Tyrannen und als seinen Feind auf ewig, und wenn dieser Mensch auch Zengerle heiße.

Nun war die Handlung bereits auf einen dramatischen Höhepunkt gerückt, der einen tragischen Abschluß befürchten ließ. Da aber setzte der Umschwung ein, genau nach dem dramaturgischen Rezept.

Denn als ob er — den Göttern in den alten Tragödien gleich, direkt vom Himmel nach Jyhaufen ins „Lamm“ herabgestiegen wäre, so stand urplötzlich Herr Franz Nebbich mitten in der Nebenstube des Lammwirts.

„Mein Herr!“ sagte Herr Franz und klopfte dem Lammwirt leise mit dem Zeigefinger an die Stirn, obgleich dieser das despektierlich fand und zurückwich. „Mein Herr! Merken Sie nichts?“

Was sollte der Lammwirt merken?

„Merken Sie denn nicht, daß Sie ein grandioser Egel sind?“

Woran sollte das der Lammwirt merken?

„Mein Herr! Sie sind ein Tyrann!“

Aber der Tyrann ließ sich nicht einschüchtern. Er deutete mit dem Zeigefinger auf seine eigene Stirn, meinte aber offenbar die Stirn des Lammwirts.

„Mann! Ist Ihnen denn heute nicht augenblicklich klar geworden, daß dieser erbärmliche, miserable Jammerkasten da ein ganz anderes Klavier ist als das, welches man Ihnen gestern gezeigt hat? Daß dieses Klavier Ihnen unterschoben wurde, wie man dummen Müttern manchmal Kinder unterschiebt? — Mein Herr! Ich bin nur ein armer Teufel und ernähre mich mühsam von Musikstunden. Aber ich bin ein ehrlicher Mensch und kann einen solchen schmählichen Betrug nicht vor meinen Augen geschehen lassen

oder gar den Schein auf mich lenken, als ob ich zu der Schurkerei noch mitgeholfen hätte. Ueberdies ist auch das Klavier, das Sie gestern gekauft haben, viel zu teuer. Jener Kasten tönt ja, als ob die Küfer an leeren Fässern die Reisen antrieben! Dies Ihnen zu sagen, hielt ich als anständiger Mensch und als ausgebildeter Musiker für meine Pflicht. Und nun leben Sie wohl und machen Sie, was Ihnen Ihre Dummheit eingibt.“

Damit wollte Herr Nebbich wieder abziehen. Aber in diesem Augenblick schoß der Elefantwirt in eigener Person ins Zimmer und schrie: „Was schwätzt der Narr? Hört nicht auf den Hanswurst! Christoph, Bruderherz! Laß dich nicht hereinlegen! Du verstehst von Klavieren jedenfalls mehr als der Schubjak. Nur ruhig Blut! Ich war schon bei meinem Freund, dem Staatsanwalt. Der läßt sein Bier nur bei mir holen. Er hat gesagt: Morgen wird der Kerl wegen Ehrenkränkung verhaftet. Der eitle Narr! Hält sich für einen gewaltigen Musiker und macht Sprüche wie ein Leviathan, hat aber nicht einmal drei ganze Hemden. Freilich, so ist's immer in der Welt. Die kleinsten Duben haben die größten Koknafen. Wie kann man aber so einem Kerl auch nur ein Wort glauben? Nehmt euch nur in Acht! Wer dem Burschen etwas glaubt, den verlag ich ebenfalls. Der wird ebenfalls eingesperrt.“

Der Lammwirt schaute Herrn Zengerle triumphierend ins Gesicht: „Was sagt Ihr nun?“

Aber da trat Herr Zengerle vor: „Nur e! — Lammwirt! Ihr seid, was Ihr seid, und Sie, Herr Elefantwirt, sind dreimal was Sie sind, nämlich ein dreifacher Spitzbube. — Ruhig! Ich bin hier Gemeinderat und Bürgermeisterstellvertreter, und der Bürgermeister ist in Urlaub. Also bin ich ausübende Staatsgewalt. Wenn Sie nicht den Schnabel halten, so laß ich Sie sofort ins Loch setzen. Dieser Herr da aber, dem Sie augenscheinlich heute hierher nachgejagt sind, weil Sie seine Enthüllungen fürchteten, dieser Herr da ist ein Ehrenmann. Und wenn ich vom Klavierspiel auch nicht viel verstehe, so habe ich gestern doch wohl gemerkt, daß er überdies ein ebenso tüchtiger Musiker ist wie Sie ein tüchtiger Gauner. — Hand her, junger Mann! Nachdem Sie sich daheim mit Ihrem Herrn Schwiegervater offenbar verkracht, also von der sauberen Familie losgeeßt haben, richte ich an Sie die Frage: Wollen Sie anstelle des leider so früh vollendeten Herrn Umbricit unsere Feuerwehrmusik übernehmen? Vielleicht auch die in der Nachbarschaft? Und die Gesangsvereine? Noch haben wir keinen neuen tüchtigen Dirigenten bekommen können. Aber wir zahlen gut und gern, wenn wir nur den rechten Mann finden. Wollen Sie? Ich rate Ihnen ehrlich: Nehmen Sie an!“



Groß und wahrhaft erhaben stand Herr Zengerle sowohl als ausübende Staatsgewalt wie als Vorstand des Gesangsvereins „Eintracht“ und der Feuerwehrmusik unter seinen stammenden und erschauernden Mitbürgern, sowohl Schrecken verbreitend wie auch Amt und Brot spendend. Uehnlich erhaben war er nur noch einst vor dem alten ehrwürdigen Großherzog gestanden, als er bei dem Feuerwehrjubiläum das Verdienstkreuz des Jähringer Löwen empfing.

Vor dieser Größe und Erhabenheit fiel der dicke Elefantewirt gleich einem geplatzen Luftballon in nichts zusammen. Stumm setzte er sich auf einen Stuhl und wischte mit dem Taschentuch den Angstschweiß von der Stirn. Aber auch der Musiker klappte zusammen.

„Mein Herr! Ich kann nicht! Ich habe Schulden! Ein verschuldeter Musikant hat als Dirigent keine Autorität.“

„Wieviel macht's?“ fragte Herr Zengerle schneidend scharf, wie ein Untersuchungsrichter.

Der Künstler senkte das Haupt. Ja er vergaß sogar, die Mähne zurückzustreichen, die wie eine Trauerweide ihm über die Stirn herabhing.

„Hundert Mark schulde ich diesem fürchterlichen Menschen hier. Nicht aus Leichtsin, sondern weil ich krank war und nichts verdiente. Und deswegen sollte ich seine Tochter heiraten. Oh! Oh! Oh!“

„Da sei Gott vor“, rief Herr Zengerle feierlich. „Junger Mann! Kommen Sie mit! Kommen Sie in mein Kontor! Zweihundert Mark sollen Sie haben! Aber Sie müssen die Direktion der Vereine übernehmen. Einverstanden? Ja? Also gut! Kommen Sie! Kommen Sie! — Und Sie, Sie Elefantenkalb, Sie schmieriger Zäpfler, gehen Sie! Gehen Sie sofort, und morgen bringen Sie das richtige Klavier, oder Sie wandern ins Rittchen. Einverstanden?“

Diese Rede war nicht gut mißzuverstehen. Auch der Lammwirt, da er ein kluger Mann ist, verstand jetzt so nach und nach die Sachlage. Aber in die zaghafte Freude, daß er aus einem

Betrug glücklich errettet sei, mischte sich das unbestimmte Gefühl, daß ihn seine berühmte Klugheit diesmal im entscheidenden Augenblick habe sitzen lassen.

Damit können wir diese peinliche Geschichte endlich schließen, indem wir nur noch bemerken, daß der Herr Franz Nebbich sich sehr rasch als ein zwar etwas eigenwilliger, eigentümlicher und schrulliger, aber auch als ein sehr fähiger Musiker und Dirigent erwies. Seine Vereine führt er auf den Musikfesten von Sieg zu Sieg. Er verdient tadellos Geld und ist auf dem Wege,



Vor dieser Größe und Erhabenheit fiel der dicke Elefantewirt gleich einem geplatzen Luftballon in nichts zusammen.

ein gemachter Mann zu werden, hat inzwischen sogar geheiratet — natürlich nicht die gepuderte bubiköpfige Elefantenlina, und ist allgemein beliebt, nur nicht beim Lammwirt. Wenn dieser ihn aus dem Fenster von weitem kommen sieht, wird er so unruhig wie eine Gazelle, wenn sie den Löwen riecht.

„Der verdammte Tyrann!“ murmelt er alsdann und schlägt entrüstet das Fenster zu. Wer es also noch nicht weiß, der kann es aus unserer Geschichte lernen, daß auf dieser Welt die Dankbarkeit ein seltenes Pflänzchen ist.

### Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte.

Kamen da eines Tages zwei Handwerksburschen zu einem Wirte, bestellten Speise und Trank und waren guter Dinge in Gesellschaft des Wirtes. Als es nun ans Zahlen ging, wollte keiner vom andern sich freihalten lassen. Nach kurzem Streit entschieden sie, daß derjenige zahlen solle, der

am schnellsten um den Häuserblock renne, der Wirt solle entscheiden. Mit seinem großen roten Taschentuch gab er das Zeichen „Los“. In größtem Tempo verschwanden unsere beiden Freunde um die nächste Ecke und waren nicht mehr gesehen.



## Lang, lang ist's her!

Von L. Saarbed.



**S**a, bald sechzig Jahre ist es her, daß unsere „Dande Babett“ aus Amerika kam! Das war damals ein ganz ander Geschäft als heute, und die Dande Babett hat vor ihrer Reise das Testament gemacht für den Fall, daß etwas vorkam. Sie konnte ihre Ankunft auch nicht genau angeben, es war alles zu unsicher. Die Schwarzwaldbahn war noch nicht gebaut, man fuhr noch im Wägele von Triberg nach St. Georgen, oder wo man sonst hin wollte. Unsere Mutter aber, welche die Ankunft ihrer Schwester nicht erwarten konnte, rechnete bei Tag und Nacht und rechnete aus, daß sie an drei bestimmten Tagen kommen konnte, ja, an einem dieser Tage kommen mußte, entweder am Donnerstag, Freitag oder Samstag der nächsten Woche. Das Großele, die Mutter unserer Mutter und der Dande Babett, die über achtzig Jahre alt war, freute sich auch, aber mehr mit gefalteten Händen und mit mehr Geduld. Wir Kinder dachten überhaupt nichts anderes mehr und wurden von unsern Schulkameraden angestaunt wie Wundertierchen. Dent, e Dande von Amerika!

Am Montag fing unsere Mutter an zu backen und zu puhen. Sie machte einen Blikuchen, und das war so ungefähr das Feinste, was es in damaliger Zeit gab. Hühnerchen wurden geschlachtet! Und dann noch ein Pudding mit Weinsauce! Damals sagte man noch nicht Tunkel! Die Mutter kam überhaupt nicht mehr aus der Küche heraus, und es duftete! Nein, wie es duftete! Ich glaube, der Duft entschädigte unsern Vater für die fehlende Gemütlichkeit, denn das Haus wurde zu oberst und zu unterst gefehrt, so als wenn mindestens der Großherzog im Anzug gewesen wäre. Die Pracht und Herrlichkeit am Donnerstag war nicht zu beschreiben, der blumengebedeckte Tisch in der besten Stube, der Pudding, der Blikuchen, es war so schön

wie bei einer Kindtaufe. Nur schade, daß die Dande Babett nicht kam, auch am Freitag und Samstag nicht, so daß wir am Sonntag alle die Herrlichkeiten selbst aufessen mußten, und unser Vater Tränen lachte. Die Mutter blieb ernst, sagte nicht viel.

Die Weltgeschichte ging ihren Gang eine ganze Woche lang, und die Dande Babett kam nicht. Unsere Schulkameraden schauten uns schon mit scheelen Blicken an, so als wenn wir ihnen etwas vorgelogen hätten. Zu Hause wurde die Dande Babett überhaupt nicht mehr erwähnt. Die Mutter konnte es nicht vertragen, und der Vater fing jedesmal an zu lachen.

Aber ganz im stillen arbeitete meine Mutter weiter. Wir Kinder mußten jeden Tag in der guten Stube Staub wischen, das Silber wurde immer wieder aufpoliert und die Mutter füllte die Vasen alle zwei Tage mit frischen Blumen. Wenn wir unsere Schürzchen schmutzig gemacht hatten, wurden sie schnell umgedreht, also auf die verkehrte Seite angezogen, damit wir doch halbwegs manierlich aussahen, wenn die Dande kam.

Da, am Montag, wir wollten gerade zum Essen gehn, es gab gewärmtes Sauerkraut und Speck von Sonntag, hörten wir ganz deutliches Räderrollen auf der Straße, und mein kleiner Bruder stürzte in die Stube und brüllte: „Sie kommt! Dande Babett kommt!“

Meiner Mutter fuhr es in die Naie, sie mußte sich setzen. Sie hatte schon manches durchgemacht in ihrem Leben, sie hatte einmal ein Bein gebrochen, sie ließ sich einmal drei Zähne auf einen Sitz ausziehen, damals natürlich ohne Einprägung! Und sie war einmal der Großherzogin vorgestellt worden, aber so aufgereggt wie in diesem Augenblick war sie noch nie gewesen.

Das Großele steckte schnell die Strümpfe, an denen es gestopft, unter das Sofakissen und lief wie der Blitz hinunter vor das Haus. Dann ging die Begrüßung los. Dem Großele kamen die Tränen. Die Mutter erholte sich und ließ die Dande nicht mehr aus den Armen, und der Vater freute sich wie ein Spitzbub, er dachte an das Sauerkraut und an den Speck in der Küche, und die hellen Tränen ließen ihn über die Backen, was die Dande Babett rührend fand. Endlich, endlich kamen auch wir Kinder an die Reihe, und dann ging's zu Tisch.

Ach Gott! Vor lauter Freude war das Sauerkraut angebrannt! Die Mutter ist untröstlich und will eben erzählen, wie schön sie in der vorletzten Woche alles gerichtet hatte, da fällt ihr die Dande Babett ins Wort und ruft:



"Sauerkraut! Denk, daß du mir zum Empfang Sauerkraut kochst! Ausgerechnet Sauerkraut! Und Speck dazu! So was gibt's in Amerika nit! Das schmeckt nur in Deutschland so, wie es schmecke soll!"

"Es isch mir aber angebrennt!" stammelt die Mutter kläglich.

"Angebrennt?" fragt die Dande, "angebrennt? Ich schmeck nix dervon! Ha, dös isch emol wieder ebbis anderes als dös ewig Gflügel und die Süßspeise in dene Hotel!"

Meine Mutter sagte nichts mehr von ihren Hühnchen und ihrem Pudding, denn die Dande hatte ja das Urtheil darüber gesprochen, und unser Vater lachte wieder.

Nach dem Essen sollte die Dande um alles in der Welt ruhen nach der langen Reise. Sie wollte nicht, aber meine Mutter tat es nicht anders. Also zogen sich alle Großen zurück, und wir Kinder wurden zum Haus hinausgejagt, damit es schön still war für die Dande, die sich auf dem Sofa ausgestreckt hatte. Die Mutter deckte sie trotz der Hitze mit einer warmen Decke zu. Als wir uns um vier Uhr wieder zum Kaffeeverfammlen, die Mutter hatte schnell Waffeln dazu gebacken, hatte die Dande alle Strümpfe gestopft, die das Großele unter das Sofakissen gesteckt hatte. Unser Vater hatte wieder seinen eigenen Spaß und lachte. Diesmal lachte die Mutter herzlich mit und gab es auf, Extrageschichten zu machen für die Dande Babett, die gar nichts anderes wollte, als die Heimat genießen, und zwar so genießen, wie sie war, so einfach und so schlicht. Sie war so deutsch geblieben in Amerika, so ungläublich deutsch und schwarzwälderisch, daß einem das Herz im Leibe hüpfte.

Jetzt wurde es gemüthlich! So fabelhaft gemüthlich, daß ich heute nach sechzig Jahren auf den Besuch der Dande Babett zurückschäue wie auf ein besonderes Stücklein Paradies in meiner glücklichen Jugendzeit.

Wenn die drei, das Großele, unsere Mutter und die Dande, beisammen saßen und von vergangenen Zeiten erzählten, wenn es so herzlich herüber und hinüber ging: "Weisch du noch? — Weisch du noch?" dann setzten wir Kinder uns dazu auf kleine Fußbänkchen und spitzten die Ohren und hörten zu mit großen, verwunderten Augen. Wenn dann der Vater noch dazu kam mit der Pfeife, dann war die Gemüthlichkeit voll, einerlei, ob wir in der Gartenlaube oder in der Wohnstube oder im Hausgang saßen.

Was hatten die alles erlebt! Was wußten die alles! Den ganzen Schwarzwald kannten sie und, wie wir meinten, jaft alle Menschen auf der Welt.

Und alles im Hause wurde lebendig! Das große Sofa in unserer Eßstube, auf dem die Dande hätte schlafen sollen, war das erste Sofa

gewesen im Elternhause vom Großele, dazu das erste Sofa im Dorf! Die Leute kamen, es zu bewundern, aber niemand durste sich draufsetzen, aus Angst, es könne Schaden nehmen. An dem eichenen Tisch in unserer Eßstube hatten schon Ruffen und Ueberheimer gefessen und gefressen, wie unser Großele immer sagte. Sie gebrauchte sonst nicht gerne so starke Ausdrücke, aber dabei blieb sie Zeit ihres Lebens, daß das kein Essen, daß es ein Fressen gewesen war.

Wir Kinder wollten natürlich brennend gern wissen, was sie gefressen hatten. Aber das Großele sagte: "Geh, sei still, do vergeht dir der Appetit für vierzehn Tag!"

Und das machte die Sache nur noch interessanter. . . .

An dem Spinnrad, an dem unsere Mutter zu spinnen pflegte, hatte sich das Großele verlobt! Sie war eines Abends daheim und spann am Fenster, nur wenig beleuchtet von einem kleinen Dellämpchen. Sie hatte nicht in die Spinnstube zu den andern Mädchen gehen können, weil eine Kalbin schwer kalbte und Vater und Mutter im Stall beschäftigt waren. Da mußte sie daheim bleiben wegen der Kinder, die drüben in der Kammer schliefen. Nun, sie saß am Fenster und spann, und sie gestand es ein, sie dachte an den Jakob vom Erlenhof, und es tat ihr im Herzen weh, daß er zur Spinnstube bei der Müllerlene ging und sie nicht auch hingehen konnte. Plözlich bewegte sich etwas ganz leise am Fenster, so daß das Großele erschrock. Im nächsten Augenblick tauchte der Jakob aus dem Dunkel auf, und das Großele fragte erschreckt: "Was machst du do im Finstere?" "Ich schau in euer Stub", gab der Jakob zurück und fügte hinzu: "Was machst du?" "Ich spinn", hatte das Großele geantwortet.

"Was spinnst du?" fragte der Jakob, und das Großele antwortete: "Leinwand zu Betttücher."

"Dös isch aber recht!" rief der Jakob und küßte das Großele plözlich durch das Fenster.

"Was fällt dir ein?" hatte das Großele gerufen und war vom Spinnrad aufgesprungen. In demselben Augenblick hüpfte der Jakob durchs Fenster in die Stube herein, und dann, nun ja, dann wurden sie halt einig. Mehr sagte das Großele nicht, aber in seinen runzeligen, bleichen Bäckchen stieg ein blaßes Rot auf, so daß das alte Weiblein ganz jung aussah. Das Spinnrad war aber lebendig geworden, und es erzählte uns immer und immer wieder die Geschichte vom Großele und vom Jakob, der unser Großvater war, als die beiden längst im Grave schlummerten.

Und nach wie vielen Leuten fragte die Dandel Die Mei! Ach Gott, die lag schon lang im Grab, das war die Magd gewesen: im großelterlichen Hause, und der Knecht, der Xaver, hätte

habe, die  
Freitag  
Sonntag  
Mutter  
ag eine  
kam  
sich  
ihnen  
e die  
wänt  
d der  
me Mut  
Tag in  
ber wun  
ter füll  
Blumen  
gemach  
also an  
wir do  
die Dan  
gerade  
erkant  
es den  
kein kle  
füllte.  
ie, sie  
reches  
einmal  
I drei  
atürlich  
il der  
so anse  
noch  
Strümpf  
Kissen  
Hans.  
Großele  
sich mit  
emten  
er doch  
in der  
ihm  
während  
Kinder  
sar, das  
ste unse  
jón sie  
hatte  
ore



sie gerne geheiratet, aber es klappte nicht, denn die Mei hatte ihn nicht gewollt, und dadurch gab es ein unglaubliches Heiratsdurcheinander im Dorf. Die Mei hätte gern den Hanfrieder gehabt, den Schuhmacher, aber das hat auch nicht geklappt, denn der Hanfrieder wollte sie



In demselben Augenblick hüpfte der Jakob durchs Fenster in die Stube herein.

nicht. Er hätte gern die Marie vom Lammehof gehabt, aber diese hatte den Löwenwirt gewollt. Und dieses Mal hatte es geklappt, denn der Löwenwirt wollte sie auch. Da haben die sich denn geheiratet.

Aus alter Anhänglichkeit ließ aber die Mei alle ihre Schuhe nur beim Hanfrieder machen, und der Hanfrieder schaffte für die Löwenwirtin immer einen Groschen billiger als für andere Leute. Diese Verhältnisse waren für uns Kinder ein wenig schwierig. So hatten wir uns das Heiraten nicht gedacht. Das war ja dumm, wenn das immer nicht „klappte!“ Na, die Hauptsache war, bei Vater und Mutter hatte es auch geklappt.

Wenn wir nur auch hätten wissen dürfen, was die Russen und die Lebertheimer gefressen hatten!

Wenn das Großele von der Zeit erzählte, da die Mutter und die Dande klein waren, das war für uns Kinder ein Fest! Man hatte ja nicht gewußt, daß die in ihrer Jugend gerade so dumm waren wie unsereiner! Da kamen Sachen heraus!

So lang die Erde steht, behaupten die Mütter und Großmütter, sie seien strammer behandelt und erzogen worden, als ihre Kinder und Kindes-

kinder erzogen werden. Ich glaube, schon die Eva hat das ihren Enkelkindern erzählt! Nun, es mag ja etwas daran sein, der liebe Herrgott hat auch keinen Spaß verstanden im Paradies!

So auch unsere Vorfahren. Wenn der Großvater zwei Finger in den Mund steckte und pffft, dann mußten seine Kinder alles stehen und liegen lassen und zu ihm kommen. Da ist die Dande einmal böse hereingefallen. Sie hatte ja nun auch etwas getan, das wir nie, nie taten und nie getan haben würden. Nein, nie, niemals! Sie spielte vor dem Hause, sie war eine wilde Hummel trotz der strengen Erziehung. Da kam Nachbars Fritzle daher mit einem Schoppen Bier, den er in der Wirtschaft für seinen Vater geholt hatte. Es sah prachtvoll aus, der weiße Schaum stieg über das Glas hinaus. Es war ein heißer Tag, und der Dande zog's das Wasser im Mund zusammen. „Los mich emol stopfe!“ bat sie den Fritz, aber der schüttelte den Kopf, er dachte wohl daran, was sein gestrenger Herr Vater dazu sagen würde. Da wurde die Dande wild und spuckte ihm mitten auf den schönen, weißen Schaum. Es ist ja kaum zu glauben, aber es ist geschichtlich. Sie hat es wirklich getan!

In demselben Augenblick pffft der Großvater, und der Dande blieb beinahe das Herz still stehen vor Schrecken. Ihr Vater rief sie natürlich nur wegen der Schandtats, die sie vollbracht, so sagte ihr das böse Gewissen. Der Großvater ahnte nichts davon, er rief der Dande nur, damit sie ihm ein Päckchen Schnupftabak holen sollte. Die Dande stürzte ins Haus, heulend und jammernd: „Ich will's nit wieder tun! Ich will brav sein!“

„Was hast denn gemacht?“ frug der ahnungslose Großvater, und da half nix, die Dande mußte beichten. Hinter dem Spiegel steckte immer die Rute, die das Christkind leider jedes Jahr brachte, und diese Rute hat bei der Dande wirklich geholfen. Sie hat in ihrem Leben keinem Menschen mehr ins Bier gespuckt. Aber gewurmt hat es sie lange Jahre nachher, daß sie die Prügel bekam, nur weil sie sich selbst verflatscht und verraten hatte.

Spaß machte es uns auch, als sie von unserer Urgroßmutter erzählten. Das Ahnele war eine stramme Frau, die Dande hatte viel von ihr, behauptete das Großele. Sie war eine vom alten Schlag und schenkte alle neuen Mäden. Ihre Enkelkinder durften immer zum Kirschbrechen zu ihr kommen, und das war ein ganz besonderes Fest. Sie durften Kirsch essen, so viel sie wollten. So saßen sie denn behaglich unterm Kirschbaum und futterten. Mit den Kirschsteinen schossen sie nach den Spagen. Da kam das Ahnele dazu und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Es fragte ganz entsetzt: „Ich glaub, ihr mache d' Stein raus?“



„Die Mutter hot g'sagt, mer solle“, antwortete die Dande ahnungslos.

„Was?“ rief das Ahnele, „dös wär noch schöner! So en Uebermut! Ihr schlucke d' Stein, verstande?“

Die Kinder versuchten gehorsam zu schlucken, aber es wollte nicht gehen, sie waren es nicht gewöhnt.

„Schlucksch ihn, oder schlucksch ihn nit?“ rief sie und schüttelte die Kinder. Da rutschte der Stein hinunter, vor Schrecken aber, nicht weil er geschluckt wurde. Das Ahnele erklärte ihnen dann, das seien alles neumödische Dummheiten. Sie habe ihr Lebtag alle Kirschenteine geschluckt und sei jetzt fünfundachtzig Jahre alt geworden.

Von unserer Mutter erzählten sie nicht so viel, wahrscheinlich, weil wir Kinder dabei saßen. Wir hatten gehört, daß die Mutter sagte: „Es sind ein paar Töpfe zu viel auf dem Ofen.“ Das kannten wir. Die Töpfe waren wir jungen Geschwister. Aber ein Fehler unserer Mutter kam doch heraus. Sie prahlte gern, und sie tat gern ein wenig groß, denn sie war eine reiche Bauerntochter.

„Es geht ihr heut noch nach“, meinte der Vater, „wir haben's ja g'fehn, wie die Dande kam.“

Unser Vater war Lehrer und sprach fast hochdeutsch. Darauf waren wir Kinder sehr stolz. Unsere Mutter war auch stolz auf ihren Vater. Das Großele hörte einmal, wie es ihn gegen ein paar Dreikäse hoch heraustrich. „Unser Vadder isch stark“, hörte sie sagen, „er kann e Kegechirm mit einere Hand trage!“

Das war alles schön, wenn wir aber nur hätten herausbekommen können, was die Russen und Ueberrheiner geg... gefressen hatten.

Wir steckten uns endlich hinter die Dande, denn das hatten wir natürlich schnell heraus, daß die uns am meisten den Willen tat in der Zeit ihres Besuches.

„Dös von de Russe muß euch 's Großele ver-zähle“, sagte sie, „denn mer muß au d' G'sichter sehn, wo es schneidet dabei. Aber dös von de Ueberrheiner kann ich euch sage. Mer hot sie auch Marodör genannt.“

Wenn die in e Haus kame, kriegt jeder e Schrecke, denn sie hatte Lust auf alles, was ihne vor die Auge kam, und sie habe mitgnomme, was ihne gefalle hot. Natierlich kauderwelschte sie halb französisch und halb deutsch. Und wie sie zum Großele ins Haus komme sind, habe sie grufe: „Ici, par ici, schekete avec, manschez la grumbete bräglete!“

So hot 's Großele sie verstande. Aber es kann nit französisch, und ich kann nit französisch, kein Mensch weiß, was es heiße soll. Aber 's Großele hot dene Kerle Herdäpfel brägelt mit viel Fett und krachelig braun. Die habe dene so gut g'schmeckt, daß sie gar nix mitgnomme habe. Sie habe sich nur satt gesse.“

„G'fresse“, verbesserten wir, aber die Dande sagte: „Nein, das Fresse bezieht sich nur auf d' Russe.“

Da waren wir enttäuscht, denn gerade das Fressen war uns interessant. Wohl lernten wir auswendig „ici par ici, schekete avec, manschez la grumbete bräglete“ und prahlten damit bei unsern Schulkameraden, denn wir waren ja von unserer Mutter her erblich belastet. Aber bald konnten alle Schulkinder französisch, da hatte es keinen Reiz mehr für uns.

Endlich ließ sich das Großele doch herbei, von den Russen zu erzählen, auch auf die Gefahr hin, daß uns der Appetit verging.

Also, die Russen kamen Anno dreizehn, und man fürchtete sie nicht weniger als die Franzosen. Dem Müllerhennner haben sie das Wams auf der offenen Straße ausgezogen trotz der fürchterlichen Kälte. Wenn sie in ein Haus traten, dann lautete ihr Gruß: „Mutter Butter! Vatter Schnaps!“

Das Großele kochte vor lauter Angst eine große Portion Erbsensuppe, die nur gewärmt zu werden brauchte, wenn sie kamen, denn sie warteten nicht gern.

Vierundzwanzig Mann hatten sie einmal in der Stube sitzen, und die aß... nein, sie



... aber der Russe riß ihr den Topf weg und trug ihn in die Staatsstube.

frassen wie die Drescher. Immer wieder stellte das Großele einen Topf Suppe auf den Herd, immer wieder kam ein Russe in die Küche und holte ihn weg. Das Feuer ging den ganzen Tag nicht aus. Ich erinnere mich heute noch



sehr gut an den großen, gemauerten Herd, in dessen Feuerloch man halbe Baumstämme einschleichen konnte. Und darüber der große Rauchfang, der war mir immer ein wenig unheimlich, weil ich einmal irgendwo gelesen hatte, die Hexen kommen durch den Rauchfang in die Häuser und dazu noch auf einem Besenstiel! Na, die Russen ließen es sich schmecken. Da kamen plötzlich noch sechs Offiziere, die wollten auch von der schönen Erbsensuppe haben. Das Großele deckte schnell den Tisch in der Staatsstube, und kaum war es fertig damit, da erschien auch schon ein russischer Soldat, den Erbsentopf vom Feuer wegzuholen. In dem Augenblick aber, als er danach griff, fielen aus dem Rauchfang, wohl infolge der ungewöhnlichen Hitze, etwa zehn bis zwölf große, schwarze Schwabentäfer in den Suppentopf hinein. Das Großele schrie auf und wollte die Tiere herausfischen, aber der Russe riß ihr den Topf weg und trug ihn in die Staatsstube.

Was jetzt machen? Alles zitterte und bebte. Was werden die Russen uns antun? Die stecken uns das Haus überm Kopf an! Die Mei lief schon heulend auf ihre Kammer, um ihr Getüch zu retten und die sechs Zinnlöffel, die sie sich auf dem Jahrmarkt gekauft hatte für den Fall, daß der Hansfrieder auf dem Tanzboden etwas sagen würde.

Aber nichts rührte sich in der Staatsstube, alles schien in Ordnung zu sein.

Nach einer halben Stunde kommt, freundlich lächelnd, einer der Herren Offiziere in die Küche und sagt sehr höflich: „Bitte noch mehr Supp' mit noch mehr Knack-knack!“

Allen Deutschen, die sich in der Küche aufhielten, verging der Atem. Es war ein Trost in den Worten des Offiziers, ganz gewiß, zugleich aber auch ein Schrecken! Wo sollte man nun so schnell Schwabentäfer herholen für die Herren Russen? Der Großvater stocherte im Rauchfang herum mit einem Besenstiel, aber die Tiere taten ihm den Gefallen nicht, es kamen keine mehr herunter. Als die neue Suppe aufgetragen wurde, ging er hinein zu den Offizieren und entschuldigte sich: „Suppe ist noch da“, und fügte mit herzlichem Bedauern hinzu: „Aber leider keine Knack-knack mehr.“

Die Herren Russen ergaben sich in ihr Schicksal. Soweit das Großele.

Mein kleiner Bruder riß die Augen weit auf und rief: „Habe die wirklich Schwobekäfer gefressen?“

„Jo“, gab das Großele zurück.

Mein kleiner Bruder rief wieder laut: „Pfiu Teufel!“ und lief zur Stube hinaus, um auf der Straße das Gehörte weiter zu geben.

Unsern Appetit hat die Geschichte aber in keiner Weise beeinflusst.

## Nummer dreizehn.

Eine heitere Postkutschengeschichte von Walther Durt.

**H**och droben in einem Nest des winterlichen Schwarzwalds. Am Stammtisch im Adler. Im Rücken den warmen grünen Kachelofen, vor uns das so- undsovielte Biertele. So saßen wir und sprachen von der Unglückszahl dreizehn. Da meinte der Postmeister: „Sie können sagen was sie wollen, meine Herren, es ist was dran an der Dreizehn! Das hab' ich selbst einmal erlebt, als ich noch jung und in B. angestellt war. . .“

„Erzählen!“ rief man.

„Gerne“, gab er zur Antwort, „umsomehr als es wirklich wert ist, erzählt zu werden.“

„Also los!“

„Es ist nun schon lange her, und man wußte noch nichts von Kraftwagen oder gar Flugpost. Die schweren alten Postkutschen mit blasendem Postillon, Schaffner und dreizehn Plätzen fuhren damals noch mit drei Pferden über den Schwarzwald, und wenn es auch ungleich langsamer ging als heutzutage, so war es doch ein unterhaltliches, wenn auch nicht immer vergnügliches Reisen. Zumal im Sommer.“

Ich hatte mir zwei Tage Urlaub geben lassen und eine Wanderung über den Feldberg gemacht.

Todmüde traf ich am Abend in Titisee ein, gerade noch rechtzeitig um mit dem Postwagen nach St. Blasien zu fahren. Ich nahm mir meinen Fahrchein. Es war der letzte: Nummer dreizehn!

Ich müßte lügen, wollte ich sagen, daß mir die Aussicht, stundenlang in dem überfüllten Kasten sitzen zu müssen, Freude gemacht hätte. Noch verstimmt wurde ich, als unmittelbar nach mir zwei bildhübsche Französinen an den Schalter traten, gleichfalls Fahrcheine nach St. Blasien forderten und den sogenannten Beiwagen zugesichert bekamen.

„Rech!“ dachte ich und verwünschte meine Unglücksnummer, aber zugleich mit dem Gedanken war auch der feste Entschluß da, der Schicksalstücke zu trogen und mit dem Beiwagen zu fahren, koste es, was es wolle.

Der Postschaffner war der alte Schondelmeier, mir dienstlich wohlbekannt, nicht gerade als große geistige Leuchte, immerhin aber als ein Mann, mit dem sich ein vernünftiges Wort reden ließ. Besonders wenn man mit etlichen Zigarren nachhalf. Dem also klagte ich, daß ich die schlechte Luft im Hauptwagen nicht vertragen könne.



Der Alte strich bedächtigt seinen Seehundschurrbart und blinzelte mich unter den buschigen Brauen an, als wollte er sagen: »Das mit der Luft im Hauptwagen ist ja Schwindel, alter Freund, aber ich bin auch mal jung gewesen und gerne mit hübschen Mädchen Kutsche gefahren, aber halte du mich nur für ein bißl dumm.« In Wirklichkeit aber sagte Schondelmeier: »Aber natürlich läßt es sich machen, daß Sie im Beiwagen fahren. Gehen Sie nur gleich voraus in der Richtung Schluchsee, und wenn nachher der Beiwagen kommt — er fährt nämlich vor uns her — rufen Sie ihn an, zeigen Ihren Fahrchein und lassen sich mitnehmen!«

Meines Erfolges sicher, eilte ich davon, stellte mich am Ende des Dorfes auf und freute mich auf das bevorstehende kleine Abenteuer. Dies umso mehr, als ich vorhin von einer der beiden Schönen einen Blick aufgefangen hatte, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Aber schon wieder wirkte sich die Nummer dreizehn aus: »Heda!« rief es hinter mir her, »was treiben denn Sie hier in der Gegend?« Ich tat, als hörte ich nicht. »Heda!« rief es wieder und nannte mich beim Namen, »geht man so mit seinen alten Freunden um?«

Da half nun alles nichts mehr. Der gute Bekannte, der in solchen Augenblicken immer gerne sich einstellt, kam heran, frug nach Woher und Wohin und eröffnete mir freudestrahlend, daß er auch mit der Post nach St. Blasien fahre. . .

Der Mann mußte abgewimmelt werden! Schreckhaft deutlich stieg vor meinem ahnenden Geiste die Gefahr auf, daß er im Beiwagen mitfahren könnte. Was tun?

Ich beschloß möglichst unliebenswürdig zu sein, zog die Uhr und machte mein bedenklíchstes Gesicht. »Da haben Sie aber jetzt allerhöchste Zeit, wenn Sie die Post noch erreichen wollen.« mahnte ich.

»Und Sie?«

»Ich fahre mit dem Beiwagen«, erwiderte ich frostig.

»Aber da fahre ich doch selbstverständlich mit Ihnen«, jubelte er und schwenkte vergnügt seinen Fahrchein. Aber noch gab ich mich nicht verloren: »Der Hauptwagen ist überfüllt, an Ihrer Stelle würde ich nicht riskieren meinen Platz besetzt zu finden. . .«

»Papperlapapp!« machte der gute Freund, »das wäre! Passen Sie mal auf, wie ich mit Ihnen Beiwagen fahre!«

Ich hätte den Kerl kalten Blutes umbringen können. —

In diesem Augenblick klang vom Dorf herüber das Abfahrtsignal der Post, und schon kam auch der vorausfahrende Beiwagen herangerasselt. Der Kutscher war ein unfreundlicher Kerl und

hielt auf unsern Anruf nur ungern sein Fahrzeug an.

»Mitfahren? . . . Das gibt's nicht! . . . Ich werde nur für zwei Fahrgäste bezahlt. . . . Alles andere geht mich nichts an. . .«

Wir zeigten unsere Fahrcheine und rebeten ihm gut zu.

»Es geht nachher steil bergan und meine Pferde. . .«

»Wir steigen ja dann gerne aus,« versprach ich, »nur nehmen Sie uns jetzt mit! . . .«

Da brummte er etwas Unverständliches, das sicher keine Schmeichelei war, fügte aber hinzu, wir sollten eben

in Gottes Namen aufsitzen. Schon waren wir oben, und ich war gerade im Begriff, mein schönstes Schulfranzösisch auszupacken, als die Pferde aus ihrem gemütlichen Trab plötzlich in Schritt fielen und der Wagen schon wieder anhielt. Es war mir im Eifer der Unterhaltung ganz entgangen, daß uns der Hauptwagen eingeholt hatte. Ein kurzes, raues Wortgefecht unseres unfreundlichen Kosselenkers mit dem alten Schondelmaier, und dann wurde uns von diesem, der unter sothanan Umständen streng nach Vorschrift handeln mußte, ebenso kurz als kategorisch bedeutet, daß wir sofort unsere ordnungsmäßigen Plätze im Hauptwagen einzunehmen hätten. Fluchend stiegen wir hinüber in den alten Kasten voll Tabaksqualm und Kindergeschrei. Die bedauernden Blicke der beiden der an-



.. und wollte gerade einsteigen, als mich der alte Schondelmaier am Ärmel zurückhielt.



genehmen Reifegenossen beraubten Schönen ändern auch nichts an der Unergerlichkeit der Tatsache.

So kam man endlich nach Schluchsee, wo die Pferde gewechselt wurden und man, altem Brauche gemäß, inzwischen in dem benachbarten Wirtshaus einen Schoppen zu trinken pflegte. Ich war noch ärgerlicher geworden, zumal mich mein Begleiter, der den Dingen inzwischen auf den Grund gekommen war, unaufhörlich wegen der mißglückten Unternehmung hänselte, und suchte, ohne mich weiter um die schönen Französinen zu kümmern, meinen Zorn und Schmerz zu vertrinken.

Das Hornsignal des Schwagers riß mich plötzlich aus meinen hadernden Gedanken. Ergeben in mein finsternes Los schlich ich hinüber zu den

gelben Kästen und wollte gerade einsteigen, als mich der alte Schöndelmaier am Armel zurückhielt.

»Sie können jetzt im Beiwagen fahren.« flüsterte er augenzwinkernd.

Ich strahlte und schenkte ihm meine letzte Mark. »Sie sind ein Teufelskerl, Schöndelmaier! . . . Wie haben Sie denn das gemacht? . . .«

»Ganz einfach, meldete er stolz, »ich hab' die beiden Weibsbilder in den Hauptwagen geschafft. . . Sie hocken schon drinnen. . .«

Da hab' ich es aufgegeben, das Schicksal und die Nummer dreizehn meistern zu wollen und bin mit dem guten Freund etwas einsilbig vollends nach St. Blasien gefahren.“

### Der Flintenjörg.

Von M. Kirchsels.

**D**as Gehöft des Flintenjörgs war eins der schönsten im Hüttenberg. Das schmucke zweistöckige Wohnhaus mit braunem Gebälk stand inmitten von Scheunen und Stalungen. In dem großen Wohnzimmer nahmen die Jagdtrophäen von drei Generationen eine ganze Wand ein. In der Mitte zwischen den Rehgeweihen der präparierte Kopf eines prächtigen Keilers, den der Großvater Jörgs erlegt hatte.

Glück und Wohlstand war überall auf dem Flintenhof. Das Vieh und besonders die Ferkelcher gediehen unter der Pflege der Bäuerin Liffegritt gut, und wo die Söhne auf die „Frei“ gingen, waren sie willkommen, denn die Alten wußten — da ist Sach' —. Der Familienname lautete anders, da aber drei Generationen ununterbrochen die Pächter der Gemeindefagd waren und mit der Flinte in den Wald gingen, nannte man sie im Dorf Flintenjörgs, da der Großvater auch Jörg geheißen hatte.

Der jetzige Besitzer Jörg war der echte Typus von Jäger und Bauer. Unter dichtem weißen Haarschopf eine knochige Stirn, Falkenblick im Auge und Aldernase. — Echter Volksschlag. — Er stand zum Ausgehen bereit, hatte aber eine Differenz mit seiner Ehehälfte. Er wollte zur nahen Kreisstadt, und da er die neue Montur an hatte, verlangte die Liffegritt, daß zu deren Schutz der Regenschirm mitgenommen werde. Jörg war das Tragen eines Regenschirmes ein Grenel. Die Bäuerin gab aber nicht auf und erklärte: »Wenn dau die geklitt Fopp anhättst, tät mer gar niz dro leihe, wenn dau pudelnaf wärscht, ober de Kosbern (kostbaren) Kof verdirbst de mer nett.“ Der Jörg gab nach und zog mit dem Regenschirm von dannen.

In der Alten Post fand er, nachdem er seine Geschäfte erledigt hatte, einige alte Jagdfreunde, und nun wurden bei den Schoppen Jagdgeschichten aufgetischt. Der Alkohol wirkte be-

fruchtend auf die Phantasie, daß sich die Deckenbalken bogen bei dem Jägerlatein. Der dicke Christian aus Trhausen berichtete: »Eine wahre Geschichte. Ich habe einmal einen Frischling mit den Händen gefangen und ihn an einer Ackerleine zum Gaudium des ganzen Dorfes nach Haus geführt. Eine Bache war auf der Flucht bei einer Treibjagd mit ihren Frischlingen bis an die ersten Gärten eines Dorfes gerannt. Ein Frischling blieb in einem Statetzau stecken, und ich konnte ihn mit den Händen greifen.“ Da stand der Flintenjörg auf, und, während er mit seinen sonnverbrannten, schwierigen Händen durch seinen weißen zausigen Bart strich, jagte er: »Christian, das ist noch gar nichts. Ich habe mit meinem Regenschirm auf Rebhühner eine Doublette geschossen.“ »Bei Sankt Münchhausen!“ gröhlte die Tischrunde. Unbeirrt berichtete der Jörg: »Wie heute war ich in der Stadt gewesen und meine Alte hatte mir den Regenschirm aufgezwungen. Wie ich die Chaussee vor dem Roppelberg erreiche, — es dämmerte schon — steigt auf der linken Seite aus einem Kleeacker eine Kette Rebhühner auf und fliegt über mich hinweg. Ich mache mit meinem Regenschirm unwillkürlich die Geste des Schießens, und auf der rechten Seite fallen zwei Rebhühner in einen Erbsenacker nieder. Hast du zu viel Alkohol eingenommen? frage ich mich! Während ich die Rebhühner in meinen Rucksack berge, erblicke ich die Drähte der Telegraphenstangen und — somit des Rätsels Lösung. Die Rebhühner hatten sich an den Telegraphendrähten — die Köpfe eingestochen!“

Als ich heimkomme und meiner Alten die Rebhühner auf den Tisch lege mit den Worten: Die habe ich mit dem Regenschirm erlegt, glaubt sie, ich hätte einen Affen und Rebhühner heimgebracht.

Die Tischrunde bestätigte, daß der Jörg und der Christian recht nettes Jägerlatein verzapft hätten, das aber doch wahr sei.